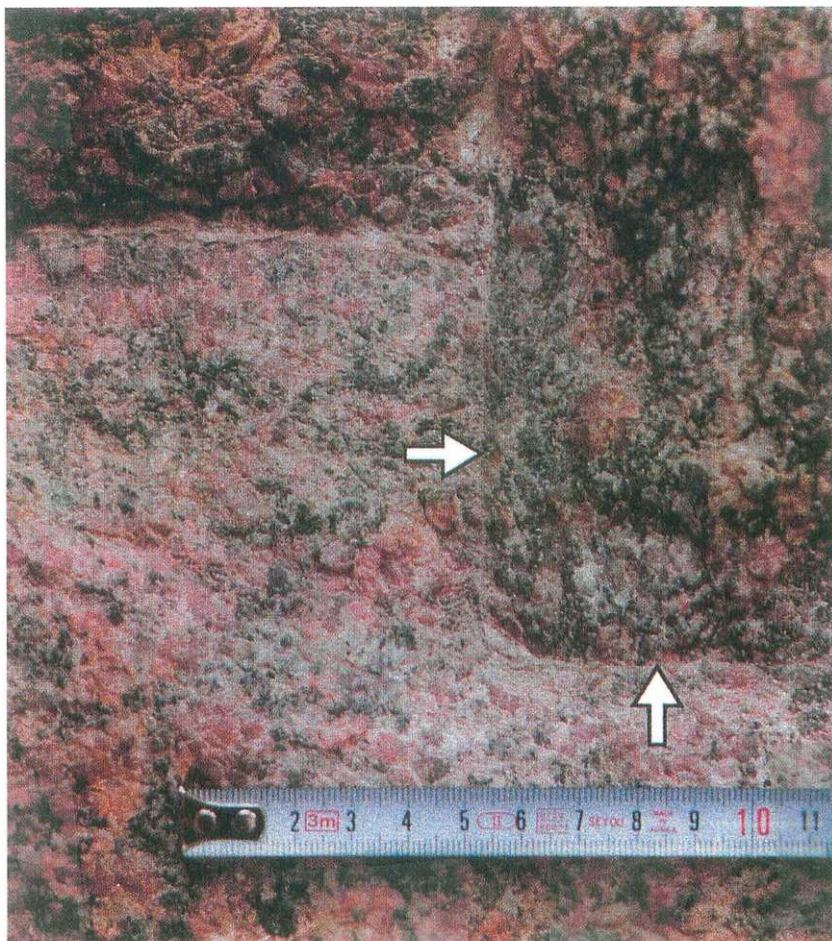


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2016



Jahrg. 28, Heft 1, April 2016,



MANTIS VERLAG

ISSN 0947-7233

Titelbild: Drei Granitblöcke, mit der unvorstellbaren Passgenauigkeit von weniger als 1 mm zusammengefügt; Taltempel des Chephren [J. 185]. Zum Beitrag ab S. 4 über das Buch von Hans Jelitto; auf S. 9 ist die Tempelwand mit den drei Granitblöcken abgebildet.

Impressum

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormals, Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

www.mantis-verlag.de

Phantomzeit

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

www.fantomzeit.de

Dazu

mit Zugang zu erweiterten Funktionen

www.chrono-rekonstruktion.de

nach Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2016 verschickt.

Frühere Hefte können, zum Teil auch vor 2000, einzeln nachgeliefert werden.

Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: **2000-2006** je 22,- , **2007-2008** je 38,- , **2009-2014** zu 40,- €, **2015** zu 44,- €. Inlandspporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag

IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 28, Heft 1
April 2016

Editorial

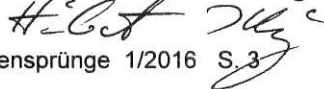
„Wir gestehen lieber unsre moralischen Irrtümer, Fehler und Gebrechen als unsre wissenschaftlichen. Das kommt daher, weil das Gewissen demütig ist und sich sogar in der Beschämung gefällt; der Verstand aber ist hochmütig, und ein abgenötigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung“

[Joh. W. v. Goethe (posthum 1833, hier 1943): *Maximen und Reflexionen*, Nr. 968 f.].

Mit dieser Erkenntnis ist dieses Heft leichter zu ertragen. Denn an verschiedenen Stellen geht es darum, dass die Meinungsführer in einer wissenschaftlichen Disziplin Konkurrenz nicht ertragen. Sie kämpfen erbittert darum, den ungeliebten, aber couragierten Kritiker mundtot zu machen, wenn es sein muss, bis über den Tod hinaus. Aktuellem Anlass zu diesen Gedanken gibt das Erscheinen einer DVD von Prof. Hans Giffhorn, der sich mit seinen Thesen zur Herkunft der Chachapoyas in die Schusslinie manövriert hat (S. 40). Als flankierendes Beispiel können die Attacken gegen Prof. Hans Georg Wunderlich dienen (S. 24); die These vom erfundenen Frühmittelalter steht als Vergleichsmaßstab ohnehin stets bereit. Da das Buch *Wer hat an der Uhr gedreht?* derzeit auf Italienisch erscheint (S. 78), können weitere Mediävisten nun auch südlich der Alpen aktiv werden.

Hübsch war auch das kleine Hickhack um die Kalenderreformen Cäsars und Gregors XIII.: Da weist ein Unbelasteter darauf hin, dass übersprungene 10 Tage zwischen Cäsar und Gregor nicht ausreichen; doch bei der ersten Zustimmung flüchtet er eilig in den Schoß der katholischen Kirche, die Cäsar durch Nicäa ersetzt, um mit der Kalenderreform ins Reine zu kommen (S. 111). Die Ägyptologen schweigen von vornherein, wenn Fachfremde eine Meinung riskieren; sie soll wie ein Tautropfen an der Pyramide verdunsten (S. 19). Deshalb ist hier der Satz von Robert Gantenbrink zu wiederholen: „Ich behaupte, die Existenz von Tabuzonen ist es, die obskuren Theorien immer neue Nahrung gibt“ (S. 23) und zu ergänzen: Diese Tabuzonen werden von Wissenschaftlern geschaffen, die keine Veränderungen wünschen.

Mit besten Grüßen



24.03.

Zeitensprünge 1/2016 S. 3

Hinter haarfeinen Fugen neue Welten? Hans Jelittos Pyramiden-Buch – ein Paradigmenwechsel?

Heribert Illig

In memoriam Dr. **Horst FRIEDRICH** (12. 9. 1931 – 25. 12. 2015),
der immer für ein vielfältiges Bild der Vergangenheit eingetreten
ist, die Scholastik in den Wissenschaften rügte und jetzt gemäß
seinem Glauben an die Wiedergeburt einen Schritt weitergekom-
men ist.

Am Ende der Rezension zu GÖRLITZ' und ERDMANN'S Cheopspyramiden-Buch wurde bereits das 'Rätsel der Fuge' genannt [Illig 2015, 540]. Deshalb war es unumgänglich, auf Hans JELITTO'S Werk zurückzugreifen, das bereits vor 17 Jahren erschienen, aber einigermaßen unbeachtet geblieben ist: *Pyramiden und Planeten · Ein vermeintlicher Meßfehler und ein neues Gesamtbild der Pyramiden von Giza*.

Es stammt von einem promovierten Physiker, der viel Zeit und Herzblut auf die Pyramiden von Giza verwendet hat; das Vorwort stammt von seinem Doktorvater, Prof. Dr. HANS JÜRGEN GILS, Institut für Kernphysik im Forschungszentrum Karlsruhe. Trotz der gigantischen Steinmassen und viel Computer-Power hat JELITTO die mich am meisten beunruhigende Entdeckung mit der Lupe gemacht. Auch wenn im Buch zahllose Berechnungen durchgeführt werden, möchte ich erst auf seine 'Kunst der Fuge' zu sprechen kommen, weil sie alles andere in ein neues Licht rückt.

Jeder Besucher der Cheopspyramide erinnert sich an den scheinbar fugenlosen Steinverbund in der Großen Galerie und in der Königskammer. Mein Staunen war damals groß, aber die Herstellung schien dann doch einigermaßen erklärbar: Die schräg ansteigende Große Galerie mit ihrer Länge von fast 50 m wuchs beim Bau mit jeder äußeren Steinlage um ca. einen Meter in die Höhe. Man hatte also je Steinlage mehrere Wochen Zeit, um die nächsten, vielleicht 20 Kalksteinblöcke passgenau zu verlegen; zum Planschleifen standen dann mehrere Jahre zur Verfügung. Ähnliches galt für die Granitsteine der Königskammer.

Aber das Thema greift viel weiter aus, zurück bis in die Anfangsjahre der Pyramidenforschung. Ähnlich wie die Astronomie aus der Astrologie, ging auch die archäologische Pyramidenforschung, ja die Ägyptologie selbst aus

der später so genannten Pyramidologie hervor. Seit Napoleons Ägyptenfeldzug ist die Cheopspyramide immer und immer wieder vermessen worden. Piazzì SMYTH (1819–1900) legte 1864 erstmals sein Buch über die Große Pyramide vor, die für ihn kein Bau der dekorationsfreudigen Altägypter war, sondern Ausdruck für die Weisheit des jüdisch-christlichen Gottes. Er präsentierte unter anderem den Pyramidenzoll, der sich nur um 1 Promille vom britischen Zoll unterschieden habe. Dieser Befund elektrisierte Großbritannien und war ein wesentlicher Grund dafür, damals die Einführung des metrischen Systems zu verhindern [Smyth, 215], hing doch die altägyptische mit der israelitischen Geschichte zusammen, und das AT wurde in Großbritannien besonders hoch gehalten. Auch der Landvermesser William PETRIE glaubte an den Pyramidenzoll, weshalb sein Sohn, der später geadelte Flinders PETRIE (1853–1942) im Jahr 1880 nach Ägypten reiste und die Pyramide so genau wie möglich vermaß. Aus wissenschaftlicher Sicht war der Pyramidenzoll damit erledigt [Petrie 1883] – und so trennten sich die Wege von Pyramidologen, später auch als Pyramidioten beschimpft, und Ägyptologen, bekam doch PETRIE 1892 den ersten englischen Lehrstuhl für Ägyptologie, obwohl er keine abgeschlossene Schulausbildung, geschweige denn ein Studium vorweisen konnte. Wie gesagt, wir sind in den Anfangsjahren einer Disziplin, deren Vertreter sich damals zum Teil noch wie gierige Goldgräber benahmen.

PETRIE hingegen arbeitete nicht nur als Ausgräber bemerkenswert präzise, sondern publizierte auch in rascher Folge seine Grabungsergebnisse. So entstanden 102 Bücher und rund 800 Fachpublikationen! [wiki → Flinders Petrie]

110 Jahre nach Petrie fuhr auch HANS JELITTO nach Giza und nahm – ganz positivistisch – Maß. Einen Schwerpunkt seiner Arbeit bildete die Prüfung der Steinfugen, ob in den Gängen und Kammern, ob an der Pyramidenoberfläche oder auf dem Plattenbelag rings um den Riesenbau. (Seine Bezeichnungen wie Pflasterung oder Pflastersteine könnten in die Irre führen, da es sich um große, dicke Kalksteinplatten handelt, die auch bei intensiv geführten Demonstrationen kein Student werfen könnte.) Die Verfugung dieses Plattenbelages lässt alle erschauern, die schon einmal eine größere Fläche verlegt haben. Denn während bei den Steinquadern für die Pyramide trotz zahlreicher Ausnahmen der rechte Winkel dominiert, schien es den Baumeistern völlig gleichgültig zu sein, welche Form die Steinplatten hatten. Freilich gibt es Rechteckformate, aber sehr häufig wird die Platte schräg geschnitten und dann vielleicht sogar ‘verzahnt’, so dass statt einer viereckigen auch eine achteckige Platte eingefügt werden kann [J. 404], als hätte man seine Freude an einem ebenso schweren wie schwierigen Puzzle.

Zur Verlegetechnik gehört die Scheu vor dem Zusammenstoßen von drei oder vier Platten mit jeweils einer Ecke (so genannte Y- oder X-Konstellationen); stattdessen wurden Anfügungen wie bei einem L oder T produziert [J.

177]. Selbst stark gerundete Fugen scheinen kein Problem gemacht zu haben [J. 405]. Die Freude ging so weit, dass auch der Plattenbelag *unter* den vordersten Verkleidungssteinen der Schräge auf dieselbe Weise gelegt worden ist. Verlegen bedeutet in dem Fall, dass zunächst im anstehenden Fels das Bett für die Platten vorbereitet wurde. Hier hinein wurden die Platten gelegt, darüber dann die eigentlichen Bausteine gesetzt und möglicherweise mit einer Art Mörtel [J. 362] oder Kitt [J. 56] mit dem Plattenbelag verbunden. Auf den Platten zeichnet sich wegen der unterschiedlichen Erosion noch die Kante der lange schützenden Verkleidungssteine ab [J. 252, 401].

Platten und Verkleidungssteine wurden so dicht aneinandergelegt, wie es eigentlich nicht machbar ist. Auch wer nur zwei Gartenplatten verlegt, wäre lange damit beschäftigt, die beiden Plattenkanten dermaßen zu glätten, bis sie so dicht wie bei zwei Pyramidenblöcken aneinandergeschoben werden können. Der Gartenbauer verlegt sie auf einem Sandbett, nicht auf anstehendem Fels, und seine Platte ist vielleicht 3 bis 5 cm stark, während die Steinplatten bei Cheops ohne weiteres 40 cm messen können. Das hat von Anfang an die Ägyptologen begeistert und erschreckt. GEORGES GOYON, der sich nicht nur mit den Graffiti an der großen Pyramide beschäftigte, hatte eine klare Linie: „Mystische Theorien ebenso verschmähend wie waghalsige Deutungen“ [*klappentext*], doch angesichts der Arbeiten in härtestem Stein musste er einräumen:

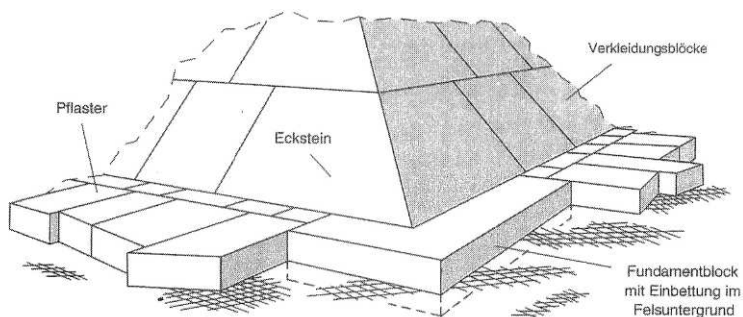
„Sicherlich besaßen sie irgendein Werkzeug, ein Metall oder ein geheimnisvolles Verfahren, das es ihnen ermöglichte, die Baustoffe scharfkantig zu schneiden und zu behauen und ihnen jene Weichheit des Schliffs zu geben, die man heute mit unseren Handwerkszeugen unmöglich erreichen kann“ [Goyon 1987, 86; vgl. Heinsohn/Illig, 196].

Wie man sich das geheimnisvolle Verfahren vorstellen könnte, blieb bei GOYON offen. JELITTO macht sich solche Offenheit zum Prinzip:

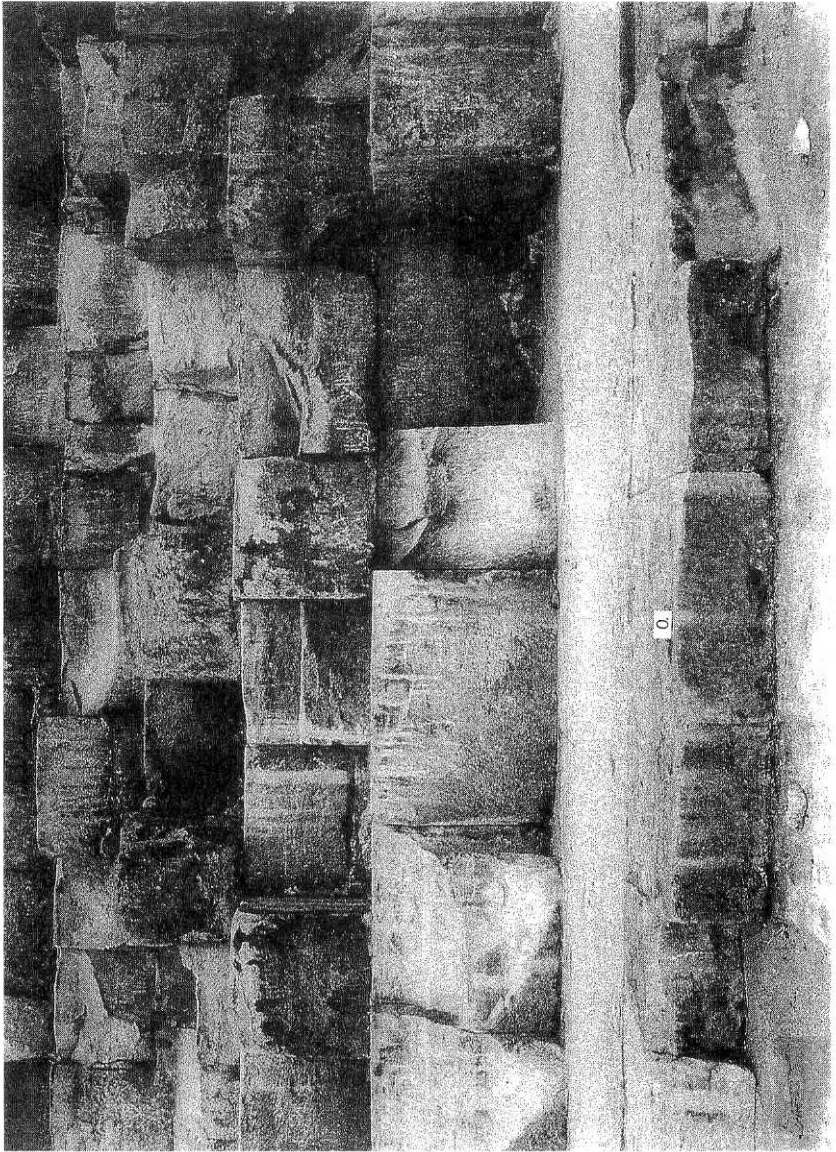
„Fragen wie z. B. »Wie war das technisch möglich?« oder »Konnten die alten Baumeister das überhaupt gewußt haben?« werden zunächst völlig ausgeklammert“ [J. XI].

Er greift zum Maßband und dokumentiert fotografisch Fugen von weniger als einem Millimeter Stärke, etwa eine Pflasterfuge mit vielleicht 0,2 mm [J. 181] – wie vom Zahnarzt platziert, nicht vom Steinmetz. Auf den Aufnahmen müssen Pfeile den Fugenverlauf kennzeichnen, damit man ihn selbst bei Vergrößerung erkennen kann [J. 189, 192 f.]. JELITTO weist sogar darauf hin, dass etliche Fugen aus der Nähe schwerer zu erkennen sind als auf Distanz [J. 186].

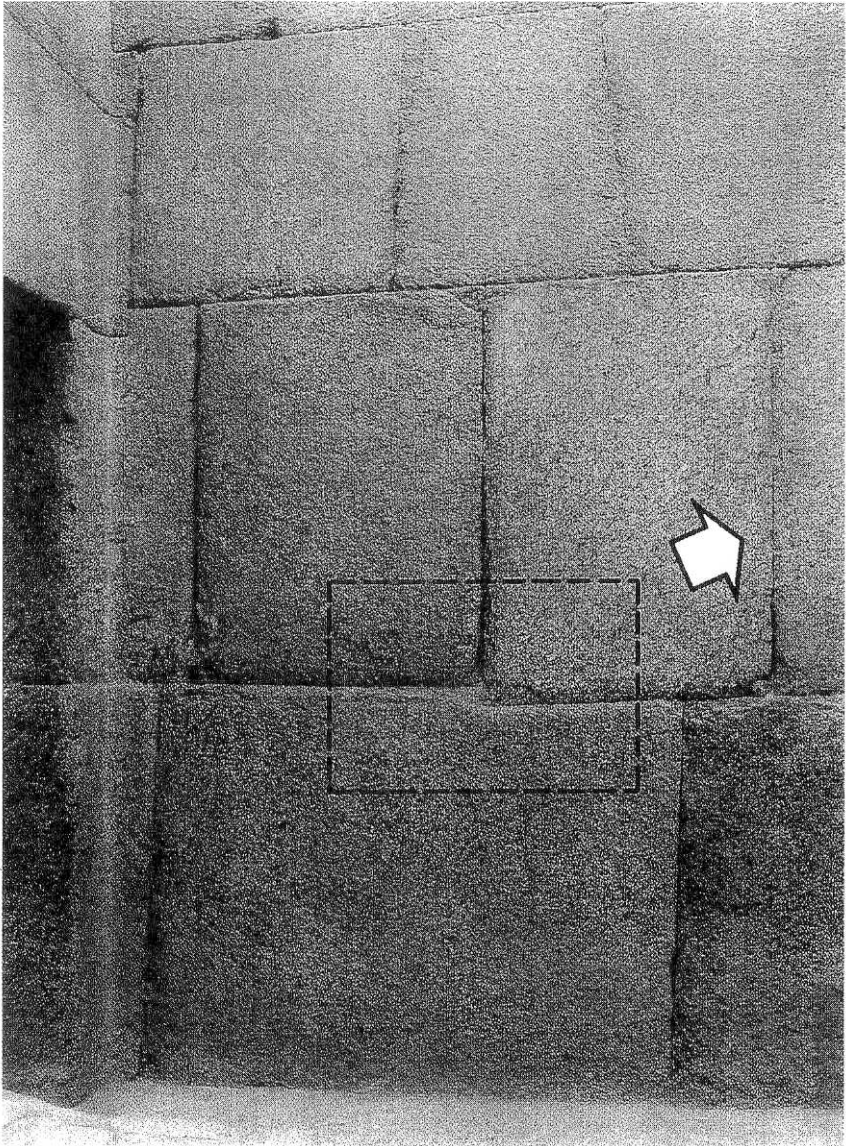
Die wenigen erhaltenen Verkleidungssteine – sie wurden unterm Schutt begraben, wenn sie nicht im 20. Jh. hinzugefügt worden sind – liegen so dicht beieinander, dass die Fugen schon aus wenigen Metern Entfernung kaum mehr sichtbar waren. Dasselbe berichtete der Universalgelehrte Abd al-Latif



Eckbereich der Cheops-Pyramide: die auf dem Pflaster liegenden Verkleidungsblöcke, das unregelmäßige Pflaster, wie der viel größere Eckstein in Fels gelegt [J. 57] / Schiefwinkliger Pflasterblock mit acht Ecken und Seiten [J. 404].



Cheopspyramide, Ostseite: die überaus exakt zugeschnittenen Kernblöcke (hinter der heute verlorenen Verkleidung) und die auf den Fels gelegten Pflasterblöcke mit ihren zum Teil kaum erkennbaren Fugen [J. 172].



Taltempel des Chephren, Wandausschnitt: großformatige Granitblöcke, zum Teil mit nicht-vertikalen Fugen und Stufungen. Links sind zum Teil verzahnte Blöcke zu erkennen, bei denen die Ecke von jeweils einem Stein gebildet wird. Der gestrichelte Rahmen führt über eine Zwischengröße zu dem Detailbild auf der Titelseite [J. 184].

um 1200 für die damals noch weitgehend erhaltene Gesamtverkleidung [wiki → Cheops-Pyramide]. Es scheint aber obendrein, dass auch die großen Quader dahinter, in der untersten Reihe rund 1,50 m hoch, durchwegs so sauber versetzt worden sind [Abb. J. 172 f.]. Heute wirken diese Steine zum Teil zerklüftet, nagt doch die Erosion an ihnen, seit die Verkleidungssteine weggerissen worden sind; durch diese Barbarei wurden die dahinter liegenden Bausteine oft und oft beschädigt, vielleicht aus ihrer Position gebracht. Das lässt den theoretischen Schluss zu: Alle 2,5 Millionen Quader sind mit Minimalfugen versetzt worden! (Die Pyramide des Mykerinos ist nicht so gut gefügt wie die des Cheops, aber die Steine, die in der bis zu 8 m tiefen, von einem Saladin-Sohn angeordneten Bresche sichtbar werden, sind ebenso gut wie die an der Oberfläche versetzt.)

„Dies gilt für das Pflaster, für die Verkleidungssteine, für die Blöcke in den Innenräumen und zum Teil für den Kern. In der Tat paßt keine Stecknadel in die Fugen“ [J. 173].

Da ließe sich nur noch damit argumentieren, ein Heer von 100.000 Arbeitern sei zur Feinstarbeit gezwungen worden. Indem FRANZ LÖHNER und ich die direkt an der Pyramide rackernde Arbeiterschaft dank LÖHNERS Umlenkrolle auf weniger als 6.000 Arbeiter reduzieren konnten und somit auch mit der Größe der ergrabenen Arbeitersiedlung in Einklang brachten, wird die Verfügung zum Zeitproblem. Wie oft muss ein schwerer Quader an einen anderen herangerückt, eine weitere Unebenheit erkannt, dann wieder auseinandergerrückt und überarbeitet werden, um beim erneuten Aneinanderrücken eine letzte Unebenheit zu entdecken, die weitere Nacharbeit verlangt – bis man zu derartig planen Flächen in der Horizontalen wie in der Vertikalen kommt? Das müsste zwar nicht notwendigerweise alles am Bau selbst geschehen, das ginge auch im Bauhof, falls das Beibehalten der Position am Bau millimetergenau gewährleistet werden kann. Aber es bleibt das erhebliche Zeitproblem, durch das sich jede bisherige Zeitschätzung des Baus schnell vervielfachen kann.

Dann machte JELITTO einen weiteren Fund, der nicht die Pyramide, aber alle zugehörigen Theorien über den Haufen wirft [Punkt 8.3 ab S. 183], sofern er sich bestätigt. Er demonstriert, dass übereinander eingebaute Quader offenbar bereits im Steinbruch dieselbe Position innehatten.

„Wenn man die Blöcke in den Steinbrüchen mit Hilfe der Schnitttechnik z. B. schichtweise abbauen würde, wäre es naheliegend, die vorhandenen Schnitte zu verwenden, indem man die Blöcke bei der Pyramide *genau* so wieder zusammenfügt, wie sie im Steinbruch getrennt wurden!“ [J. 187]

Fotos zeigen, wie sich Maserungen bei den Kalksteinen, noch deutlicher sichtbar auch Einschlüsse bei Granitblöcken über Fugen hinweg fortsetzen

[bei J. am besten Abb. 111; bei Jelitto Abb. 4.2-4.18]. Diese Granitquader stammen nicht von der Pyramide, sondern vom ebenso präzise gebauten Taltempel des Chephren. Bei ihm liegen die riesigen Steine so dicht, dass sich an Teflon (Polytetrafluorethylen) denken ließe: Teile aus diesem Kunststoff ließen sich so nahe aneinanderfügen, dass sie sich mit Molekularkräften zu einem einzigen Teil verbunden haben.

Und dies führt zum ultimativen Befund: Bei schräglaufenden Streifen, Flecken und ähnlichem tritt kein Versatz auf [J. 190], wie es bei einer breiteren Fuge der Fall wäre; selbst bei den kleinen, ovalen oder rundlichen Biotit- und Quarzeinschlüssen im Granit sind die Rundungen kaum gestört. Das heißt: Zwischen zwei Steinen kam ein Trennverfahren zum Einsatz, das keinen Millimeter Platz benötigte. Demnach konnte kein Steinbrucharbeiter zwischen den beiden Steinen mit Hammer und Meißel arbeiten, wie das GOYON [81] im Steinbruch sieht! JELITTO selbst sähe die Befunde gerne 'amtlich' bestätigt, indem derartige 'Zwillingssteine' an ihrer gemeinsamen Fuge von ihrer Patina befreit und leicht angeschliffen werden [J. 191]. Dann wäre die Frage definitiv entschieden. Ob ihm sein eigenes, später aufgenommenes und hochauflösendes Bild [Jelitto 4.13] bereits genügt, kann ich nicht beantworten. Von einer offiziellen Prüfung ist seit 1999 nichts bekannt! Zwar halten orthodoxe Moslems die altägyptische Kultur für ziemlich wertlos und verwerflich – aber von fremden Ankömmlingen soll sie auch nicht herrühren.

Gäbe es heute für derart schmale Fugen entsprechend dünne Sägeblätter? Bereits Kreissägeblätter mit einem Durchmesser von lediglich 130 mm sind 1,6 mm dick, solche mit 700 mm Durchmesser 4,5 mm, Bandsägeblätter 6 bis 16 mm. Für die Cheopsfugen müssten die Trennscheiben aus so dünnem Material wie Alu-Folie oder Zigarettenpapier bestehen. Das ist außerhalb heutiger Vorstellung.

Vielleicht hatte er GOYONS 'Geheimverfahren' vor Augen, als sich der in Laser-Technologie promovierte JELITTO [182 f.] auch mit dem Einsatz eines Lasers auseinandersetzte. Doch es gibt an den Bausteinen keine Spuren von geschmolzenem Gestein, wie sie erwartet werden müssten; außerdem würde sich selbst der feingebündelte Laserstrahl im festen Gestein rasch aufweiten. Auch verbesserte Laser können aus physikalischer Sicht keine Lösung bringen. Demnach hätten die alten Ägypter ein für uns rätselhaftes High-tech-Gerät besessen, von dem wir heute nur träumen können! JELITTO macht dazu keine weiteren Ausführungen.

Hier ist eine Wasserscheide erreicht. Wenn derartig schmale Fugen sich bestätigen lassen, dann würden sie uns zwangsläufig zu einer ganz anderen Kultur führen, die mit dem alten Ägypten nichts zu tun hätte. Ab da würden Vertreter einer auf der Erde gründlichst verschollenen früheren Hochkultur oder gar die 'kleinen grünen Männchen' ins Spiel kommen.

Bis dahin kann man bereits über zwei Befunde streiten. Handelt es sich zum einen wirklich um Fugen? Und reicht zum anderen nicht die überaus präzise Verfugung der Oberfläche, der Einbauten im Inneren, des Plattenbelags ringsherum und der Quader des Taltempels bereits aus, um an fremde Kultur zu denken?

Neues zur Vermessung

„Wodurch beherrscht der Geist den Stoff? Durch das Maß. Was gibt dem Menschen seine Gewalt über alles um ihn her? Das Maß. Was hat seine eigene Entwicklung vom stumpfen Barbaren zum König der Geister bedingt? Wieder, immer wieder das Maß“ [Eyth I:293 f.]

Vor diesem Hintergrund muss nun der erste Buchteil JELITOS gesehen werden, der sich einmal mehr mit den exakten Baumaßen befasst. Die Pyramidologen haben aus der Cheopspyramide schon früh die (scheinbar) abwegigsten Zahlenwerte gewonnen, bis hin zur präzisen Zukunftsweissagung für mehrere Jahrtausende n. Chr. [bereits Smyth; später Edgar/Edgar]. Zunächst ergäben sich aus Grundlinien, Seitenhöhe, Pyramidenhöhe und Böschungswinkel möglichst alle Relationen wie die Kreiszahl π oder die Zahl ϕ des goldenen Schnitts oder pythagoräische Dreiecke oder ... – und das alles gleichzeitig. Das wirkte maßlos forciert, weil für die Architekten der Bau schon vorab überdeterminiert gewesen wäre.

Hier ist auch heutiges Wissen einzubringen, demzufolge sich mit ein paar Rechenoperationen jede Naturkonstante darstellen lässt, wie es uns R. Schumacher bereits 2007 mit einem Nudellöffel demonstriert hat und wie es de Jager oder Kugenbuch 2008 aufschlüsselten:

„Cornelis de Jager erklärt auch, wie das funktioniert: Er wählte vier Zahlen A, B, C und D und bringt sie in die Gleichung $A^a - B^b - C^c - D^d$ ein. Für a, b, c und d setzte er ganze Zahlen zwischen 5 und -5, $\pm \pi$, $\pm \frac{1}{2}$ oder $\pm \frac{1}{3}$ ein. Dies ergab 83521 mögliche Kombinationen. Damit erhielt de Jager genügend Zahlen, um jede gewünschte Größe – von der Gravitationskonstante über π bis hin zur Sonnenmasse – mit einer Abweichung von maximal 0,01 Prozent zu berechnen.

»Die meisten Menschen unterschätzen die gewaltige Menge möglicher Kombinationen von Zahlen«, stellt der holländische Astrophysiker fest. »Und das hat es vielen pseudowissenschaftlichen Auffassungen leichtgemacht, sich auszubreiten und allgemeine Anerkennung zu finden.«

Die Pyramiden sind wirklich wunderbar. Aber außerirdischen oder göttlichen Beistand brauchte es nicht, um sie zu bauen“ [Kugenbuch 2008, 153 f.].

Der Ägyptologe GEORGE RAWLINSON bemerkte 1881 in sich Widersprüchliches: Einerseits erschien ihm der Bau einfach als eine Steinmasse, an der als

Besonderheiten nur zwei Punkte hervorzuheben waren: die serienweise Reduktion der Steinstufenhöhen „und das saubere Schneiden und Versetzen der Steine, die die Oberfläche formen“ [Rawlinson, 207]. Notabene: Die Fläche jeder Seite beträgt mehr als zwei Hektar, entspricht also mehr als drei Fußballfeldern, die schräg in die Höhe ragen. Andererseits:

„Die Vorstellung von Symmetrie, die den Pyramidenkonstrukteuren vor Augen stand, scheint gewesen zu sein, dass jede Seite einer Pyramide ein gleichseitiges Dreieck bilden solle. Ihr architektonisches Können reichte nicht aus, um dies ganz exakt zu erreichen, aber sie verfehlten ihr Ziel um nicht sehr viel.“ [ebd. 204, Fn 2; Überstzg. H1]

Also führte für RAWLINSON mangelnde Perfektion zu Abweichungen, die dann zu verschiedenen Interpretationen führten. JELITTO dreht diesen Sachverhalt um. Ihm fiel auf, dass die vier Grundlinien um rund 22 cm in der Länge variieren [J. 5]: 230,234 · 230,362 · 230,374 und 230,455 m [J. 40]. Doch er stellte per Experiment fest, dass sich mit zwei einfachen Messlatten eine entsprechende Länge von 230 m auf wenige Millimeter genau bestimmen lässt [J. 14 f.]. Angesichts der sonstigen Akkuratess der Baumeister schienen ihm die 22 cm kein Pfusch am Bau, sondern Absicht. Und so rechnete er nicht mehr mit einem Mittelwert, sondern ging davon aus, dass die Unterschiede der vier Seiten gewollt waren, ebenso die unterschiedlichen Winkel an den vier Ecken, wie auch die Pflasterdecksteine ganz unterschiedliche Größe aufgewiesen hatten (von ihnen sind nur noch die Felsbettungen erhalten [J. 47 f.]). Auf diese Weise stellt er fest, dass sich aus jeder der vier Seiten *eine* mathematische Größe bestimmen lässt: die Kreiszahl π , die Zahl ϕ des Goldenen Schnitts, die Relationen 9/10 und 7/11 [J. 18, 24]. Letztere waren damals vielleicht sogar in einem Dezimalsystem ausdrückbar [J. 52].

„Vier einfache mathematische Konstanten ergeben unter Zugrundelegung einer vierseitigen Pyramide vier verschiedene Böschungswinkel, die weniger als zwei Bogenminuten auseinander liegen. Die Zuordnung dieser Winkel auf die vier Seiten der Großen Pyramide ergibt sehr gute Konsistenz mit den Meßdaten“ [J. 91].

Bekommen damit die Skeptiker Reinhard Schumacher, Ingo Kugenbuch und Cornelis de Jager erneut recht oder etwa die alten Pyramidologen? Genosse Zufall oder Pyramidenplanung, die den Minimalfugen in nichts nachsteht?

JELITTO bestätigt nicht alle älteren Behauptungen. Die auf einer Aufnahme erkennbare ‘Taillierung’ einer somit konkav gestalteten Südseite wäre wohl bei vorhandener Verkleidung nicht mehr zu sehen gewesen [J. 14]. Die drei Pyramiden liegen nicht auf dem Meridian, der am längsten über Land läuft [J. 71]. Die Nordrichtung wird um 3’6’’ verfehlt [J. 72, 75], die Lage am 30. Breitengrad um 2,1 km [J. 69]. Diese Abweichungen werden samt zugehörigen Wahrscheinlichkeitsabschätzungen diskutiert [J. 89].

Bedeutend ist die Umkehr der Abhängigkeiten. Für JELITTO [J. 67 f.] wurde die Pyramidenseite zur Vorgabe für altägyptische wie griechische Maße:

770 ägypt. Fuß	275 megalithische Yards
750 griech. (geographische) Fuß	125 Brassens oder Faden
625 Remen	75 Dekapoden
500 geographische Ellen	50 Ruten zu 15 Fuß
440 königliche Ellen	7,5 Plethren
400 pyk belady (altägypt. Maß)	1,25 Stadien.

Diese Aufstellung lässt sich durch die von ROLF ROTTLÄNDER, Universität Tübingen, ermittelten Bezüge noch erweitern. Demnach gehörten zusammen:

die Elle zu 30, zu 28 wie zu 24 Digits,
der Doppelfuß zu 36 Digits,
der Fuß zu 18 wie zu 16 Digits,
die Palma zu 6 wie zu 4 Digits [Rottländer, 34].

Weiter sind auch die vorderasiatischen Maße über die babylonische Elle des Gudea ableitbar [ebd. 94]. Erstaunlicherweise war diesem 'positivistischen' Autor schon 1979 klar, dass es ein einheitliches megalithisches Maß gab, das „mit astronomischen Gegebenheiten in Verbindung“ steht [ebd. 1].

‘Unmögliche’ Relationen

Damit ist das Ende des Baukönnens in Giza noch nicht erreicht. Vielleicht durch ROBERT BAUVALS Theorie von 1994 herausgefordert, der zufolge die drei Pyramiden den Gürtelsternen des Orion entsprächen, suchte JELITTO die großen Bezüge und stieß auf bislang tatsächlich noch nicht Gesehenes, während er die Angaben BAUVALS als rechnerisch zu ungenau zurückwies [J. 158].

Nach all den Linien und Winkeln blieb die Frage offen, warum für die drei Pyramiden gerade diese Größen gewählt worden waren, wären doch bei einer kleineren Ausführung, etwa bei halber Höhe und nur einem Achtel an Volumen, die Flächen- und Winkelrelationen unverändert geblieben. Zu was stehen also Größe, Gewicht und/oder Volumen in einer Beziehung?

Nach Prüfung der Abmessungen der beiden anderen Giza-Pyramiden bringt JELITTO die Volumina von Sonne und Erde in Bezug mit der Seitenlänge und der Lichtsekunde [J. 60] – demnach würde die Größe der Cheopspyramide durch die Zeit definiert [J. 62], worauf man unwillkürlich an den Spruch von Abbé DELILLE überm Pyramideneingang denkt: „Ihre unzerstörbare Masse hat die Zeit ermattet“ [Tompkins, 14]. Laut JELITTO gilt: Die Seitenlänge der Cheopspyramide verhält sich zur Länge einer Lichtsekunde wie die Volumina von Erde und Sonne. Dabei berücksichtigt JELITTO auch die Abbremsung der Erdrotation, d.h. die „Zunahme der Tageslänge um 0,072 s über einen Zeitraum von 4500 Jahren“ [J. 63].

Der Blick hin zu 'Chephren' führt zu einer ebenso 'wahnwitzigen' wie wahnwitzig einfachen Gleichung: Die Volumina von Cheops- und Chephrenpyramide verhalten sich wie die Volumina von Erde und Venus [J. 102]. JELITTO betont, dass diese Relation erst jetzt gefunden werden konnte, weil noch 1973 der Venusdurchmesser bei 12.400 km und nicht bei 12.102 km gesehen wurde [J. 103] {gegenwärtig 12.103,6 km [wiki → Venus (Planet)]}. Noch 'wahnwitziger': Die Seitenlängen von Cheops- und Mykerinospyramide verhalten sich wie die Aphelentfernungen von Erde und Merkur [J. 114], wobei mit dem Aphel der sonnenfernste Punkt einer planetaren Umlaufbahn bezeichnet wird. Das klingt wie eine Variation zu KEPLERS Gesetzen.

Mit diesen Entsprechungen suchte JELITTO nach einer Himmelskonstellation, bei der Erde, Venus und Merkur so zueinander stehen wie die drei Giza-Pyramiden. Das findet zwischen -20000 und +20000 nur am „19. April 228 n. Chr. um etwa 5:40 Uhr“ statt [J. 132] – ein Datum, mit dem der Physiker allerdings nichts anfangen kann und der deshalb schlechtere Alternativen in Vergangenheit und weit entfernter Zukunft eruiert [J. 136, 145, 147]. Es gäbe auch den 12. März 2876 v. Chr. um 3:36 Uhr, der sehr gut zu ¹⁴C-Datierungen passen würde, aber nicht alle Kriterien erfüllt [J. 344-348].

Hier höre ich das Kichern der Positivisten und sehe, wie der eine seinen Nudellöffel schwingt oder de Jagers sein „paranormales Fahrrad“ besteigt – paranormal, weil sich aus Pedalweg, Vorderrad und Klingel alle Weltgrößen ableiten lassen [Kugenbach, 151-153]. Aber die Fugen sind noch simpler als ein Fahrrad und verlangen Antwort. Deshalb muten wir uns weitere Überlegungen Jelittos zu. Das Transportproblem? Es geht 'nur' um Abschirmung des Gravitationsfeldes, eine uns unbekannte Technik, die aber im Falle des elektromagnetischen Feldes gelöst ist (Faradayscher Käfig [J. 209]). Dieses Problem wird auch mit Hilfe der allgemeinen Relativitätstheorie angegangen, während das zugehörige Wort Levitation seit langem 'freischwebend' durch die esoterische Literatur geistert. Von da ist es auch für JELITTO nur noch ein Schritt hin zu den UFOs [J. 214 ff.]. Er stellt dazu mehrere rhetorische Fragen:

„Könnte es sein, daß es im geistigen Bereich auch *geistige* Gesetze gibt, genauso wie es physikalische Gesetze gibt? Möglicherweise haben die modernen Wissenschaften, indem sie bisher prinzipiell den geistigen Bereich ausschließen, sich selbst Barrieren gesetzt und sich damit sozusagen selber ein wenig ausgetrickst. Man nennt sie Naturwissenschaften. Wer sagt denn, daß der Geist nicht auch ein Teil der Natur ist“ [J. 214].

Hier denke ich unwillkürlich an die Raumsonde *Pioneer 10*, die 1972 gestartet wurde, um den Jupiter zu erkunden und dann immer weiter zum 'Rande' des Sonnensystem flog oder fliegt; zumindest bestand 31 Jahre lang Funkkontakt. Sie könnte das Sonnensystem verlassen. Für den Fall, dass sie irgendwo im All eingefangen wird, enthält sie eine vergoldete Aluminiumtafel, auf der

ein Mann und eine Frau sowie die Umrisse der Sonde dargestellt sind. Weiter wird die Position der Sonne in Relation zu 14 Pulsaren gezeigt, auch die neun Planeten, dazu der „Hyperfeinstrukturübergang des Wasserstoffatoms“. Verglichen damit würde Giza in deutlich größerem Format das Wissen der Architekten um die Planeten und die Sonne, um die Umlaufbahnen, dazu um wichtige Zahlen der Mathematik und Physik, allen voran mit der Lichtgeschwindigkeit die grundlegende Konstante moderner Physik [J. 62], zeigen. Im Vergleich dazu wirkt die halbe Oktaeder-Form der Pyramiden wie eine Reminiscenz ans Reich der Kristalle. Noch schlichter wirken die Pyramiden in der heutigen Zeit, also ohne blankgeschliffene Flächen: Sie stehen wie abstrakte Dreiecke über dem Felsmassiv, nur die Größe der Dreiecksflächen variiert mit dem Betrachtungswinkel. Es könnte alles so einfach sein, wäre es nicht so schwierig.

Zur Datierung der Giza-Pyramiden

Als Physiker rüttelt JELITTO nicht an der Datierung der Pyramiden, anders als die meisten Esoteriker, die ein Alter von mindestens 10.000 Jahren wie selbstverständlich voraussetzen. Er vertraut den ^{14}C -Messungen, „kürzlich neu bestimmt (3030 bis 2905 v. Chr.)“ [J. 344]. Ihm ist vielleicht nicht bewusst, dass WILLARD LIBBY seine Messmethode über angeblich sichere alt-ägyptische Datierungen geeicht hat. Laut seiner eigener Grafik benutzte LIBBY die Werte „Zoser (2700 \pm 75 B.C.)“, also Djoser aus der 3. Dynastie, und „Sneferu (2625 \pm 75 B.C.)“, d.h. Snofru aus der 4. Dynastie [vgl. Illig 2005, 23]. Damit sind die ^{14}C -Werte an die Vorgaben der Historiker gebunden worden – ein Kreisschluss. Mittlerweile werden Nachbesserungen erzwungen, sowohl bei den ^{14}C -Datierungen wie bei denen der Ägyptologen. Aber sie werden festgestellt und gleich wieder eingeebnet. So spricht JELITTO von einer aktuellen ^{14}C -Verschiebung „von etwa 400 Jahren“ [J. 4]. Weiter spricht er davon, dass Messungen am Mörtel des Baus ergaben, dass die Proben an der Spitze der Pyramide etwas älter als die an der Basis sein könnten, allerdings auch gleich alt [J. 362]. Das erinnert an die Pfalzkirche in Aachen, bei der ebenfalls die Kuppel älter als das Fundament sein könnte [Illig 2013, 34]. JELITTO scheint die Messungen als einen Hinweis darauf zu sehen, dass die Pyramide fast ad hoc gebaut worden ist, eine Vorstellung, die für Aachen ausscheidet.

Gegenwärtig scheint sich die Ägypten-Chronologie von IAN SHAW mit ihren deutlichen Veralterungen durchzusetzen. Aber die zugehörige Beschreibung ist in sich widersprüchlich:

„Bemerkenswerterweise ergaben die ^{14}C -Resultate jeweils nur geringfügige Abweichungen und **nie größere Widersprüche** zu den historisch bestimmten Daten. Das war nicht unbedingt zu erwarten, denn in den ver-

gangenen Jahren wurde immer wieder Material aus der pharaonischen Zeit Ägyptens mit der ¹⁴C-Methode datiert, und vielfach wichen die Resultate *drastisch* von der Einschätzung der Ägyptologen ab. [...]

Es gibt jedoch durchaus Untersuchungen, bei denen trotz Ausschluss aller Störfaktoren Differenzen von 100 bis 150 Jahren auftraten, wobei die ¹⁴C-Methode stets das höhere Alter ergab. Das betrifft etwa Funde aus Tell el-Dab'a im Nildelta, das vom Mittleren Reich bis zum Beginn des Neuen Reichs besiedelt war. Physiker wie Ägyptologen sind sich jeweils weitgehend sicher, dass ihre Datierung stimmt. Eine plausible Erklärung steht noch aus“ [Wild/Kutschera 2011, 55; Hvhg. HI].

Mit anderen Worten: Die bereits bekannten großen Abweichungen seien tatsächlich viel geringer als erwartet. Nur bei der Ausgrabung von MANFRED BIETAK und damit zugleich in dem Bereich von *SCIEM2000* gibt es eine unüberwindliche Kluft von 100 bis zu 150 Jahren. Die Einfügung der Santorin-Katastrophe in die ägyptisch-vorderasiatische Geschichte ist immer noch ungelöst. Damals sprach BIETAK davon, dass er die ägyptische Chronologie nicht um mehr als 100 Jahre verlängern könne, weil es ihm dazu an Geschichtsstoff fehle. Im alten Reich wäre das leichter möglich, weil ohnehin kaum Geschichtliches bekannt ist.

Damit bleibt für JELITTO auch die bislang geglaubte 1.000-jährige Pyramidenbauzeit erhalten, aber er weiß: In nur einem Zehntel dieser Zeit wären 20 Mio. Tonnen Gestein verarbeitet worden, drei Viertel der Gesamtmasse aller bislang nachgewiesenen ägyptischen Pyramiden [J. 3].

Zu Dominique Görlitz

Sein Buch hat mir den Hinweis auf JELITTOs Buch gegeben, weshalb ich noch einmal darauf zurückkommen möchte. GÖRLITZ' Cheops-Projekt steht in engem Bezug zu JELITTOs Werk. So ist er der Aufforderung des Physikers gefolgt, die Cheops-Kartusche in der obersten Entlastungskammer prüfend in Augenschein zu nehmen:

„Mir ist nicht bekannt, ob die Farbe nach der Entdeckung wissenschaftlich untersucht wurde, um zumindest Alter und Echtheit zu bestätigen. Falls dies noch nicht geschehen ist, sollte es jetzt nicht schwierig sein“ [J. 228].

Das Prozedere verlief bei GÖRLITZ nicht so, wie es hätte sein können, aber das ist unter ägyptisch-ägyptologischer Observanz wohl auch nicht möglich. Zumindest sind die sechs deshalb inhaftierten Ägypter wieder auf freiem Fuß.

GÖRLITZ hat wie JELITTO den offenen Blick hin zu 'extraterrestrischen' Einflüssen, weshalb er auch mit Stefan ERDMANN zusammengearbeitet hat, der in der Pyramide eine technische Installation aus der Zeit vor unserer Zivilisation sieht. Für GÖRLITZ sind die Decksteine der Königskammer mit Hilfe von 160

kg schweren Eisenwinkeln gebaut; er setzt also eine Schmiedetechnik voraus, die 'üblicherweise' erst nach +1000 erwartet werden kann, rechnet also mit einer unzeitigen Handwerkskunst. Andererseits lässt er einen riesigen Betonklotz gießen, um ihn ganz traditionell von Hand hochzuhebeln. Eigentlich sollte er hier den Einsatz von Levitation erwarten und sich gar nicht mehr mit Handarbeit herumschlagen. So gesehen, ist er als Experimentalarchäologe bemüht, exoterische wie esoterische Sicht zu prüfen.

Ausblicke auf die Esoterik

Am Münchner Institut für Ägyptologie konnte ich während des Chronologie-Studiums die große Präsenzbibliothek benutzen, in der nicht nur alle Standardwerke des Faches vertreten sind. Dort durfte das chronologiekritische Buch von HEINSOHN und mir weder eine Karteikarte noch einen Standplatz erhalten [vgl. Illig 1991], während Bücher von einem Prä-Astronautiker wie v. DÄNIKEN und von etlichen Pyramidologen durchaus Bleiberecht genossen. Offenbar vertraute man auf die Examenbezogenheit der Studenten.

Aus der unendlichen Fülle einschlägiger Literatur greife ich eine Publikation heraus, weil sie mir 'altgediente' Mitstreiter mit sardonischem Lächeln zukommen ließen: von HERMANN ILG *Die Bauten der Außerirdischen in Ägypten*. In ihr wird eingangs festgehalten:

„Die Begleittexte zu den Fotos und die Antworten auf Fragen sowie die Entschlüsselung der Symbolsprache der Wandreliefs wurden durch Mentaltelepathie empfangen. Diese medial empfangenen Texte wurden deshalb *kursiv* geschrieben“ [Ilg/Schaffer, 11].

Mediale Mentaltelepathie füllt den Großteil eines Buches? Obendrein wird eine Erwartung ausgesprochen:

„zwar noch mit dem Signum der Unwissenschaftlichkeit belastet, weil sich diese Art der Kommunikation nicht in das materialistisch geprägte Weltbild einfügen lässt. Aber im Zeichen des Neuen Zeitalters [wohl Aquarius; HI], einer Zeit des Wertewechsels, von dem wir jetzt stehen, wird die Wissenschaft einen Erkenntnisbereich anerkennen müssen, der jenseits einer starren und festgefahrenen Selbstbegrenzung liegt“ [ebd. 11].

Da es sich um mentaltelepathisch übermitteltes Wissen handeln soll, gibt es in dem Buch keinen Rückbezug auf irgendein anderes. Ebenso selbstverständlich werden alle Geheimnisse als gelöst gesehen: die Energiestrahlsäge sowie Dematerialisierungs- und Rematerialisierungsgerät samt Steuerungsstrahl; erstaunlicherweise funktionierten diese Gerätschaften auch dann noch, wenn die 'Götter' längst wieder auf ihren Heimatplaneten im Sonnensystem Alpha Centauri zurückgekehrt waren [Ilg, 87]. (Sie wurden also bei uns für weiteren Gebrauch zurückgelassen, vielleicht mit ausdauernden Batterien.) Und dank

dieser Kontakte gilt für uns Erdbewohner heute: „Die Religion nimmt ihren Anfang“ [Ilg, 92]. Ilg könnte sogar Goethe zitieren:

„Daß wir solche Dinge lehren,
Möge man uns nicht bestrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.“ [goethe]

Trotzdem stellt sich dringend die Frage, wie weit wir die Wissenschaft hin zu einer Glaubensform umwerten, deutlicher gesagt: entwerten dürfen. So gesehen hat JELITTO einen guten Weg gewählt: Er prüft Sachverhalte und Tatbestände, inwieweit sie auf wissenschaftlichem Weg, sprich bei heutigem Wissensstand, erklärbar sind. Selbst bei den extrem schmalen Fugen sah er diese Grenze noch nicht erreicht (andere Pyramidenforscher dagegen längst). Denn die jeweiligen Quaderseiten können theoretisch von Hand geglättet worden sein. Erst mit dem Umstand, dass zwischen zwei Steinblöcke kein Steinmetz mehr treten könnte und für das Trennutensil noch nicht einmal ein halber Millimeter Platz bliebe, ist für ihn die Grenze überschritten, ohne deshalb mit lockerem Schwung eine handliche Energiestrahlsäge oder ein fesches Levitationsgerät zu imaginieren. JELITTO weist nur darauf hin, wie so etwas unter gewissen Umständen denkbar wäre.

Reaktionen der Spezialisten?

Die Suche im Internet lässt darauf schließen, dass es bislang keinen Dialog zwischen Ägyptologen und JELITTO gegeben hat. Hier müsste sich die obligatorische Philippika gegen die Vertreter dieses Faches anschließen, die – wie der Verfasser aus eigener Erfahrung weiß – mit dem Urheber mutiger Ideen vielleicht einmal unter vier Augen reden, aber niemals über diese Ideen in der Öffentlichkeit. Sie pflegen ihr Schweigekartell. Der Clan der Ägyptologen ist auch groß genug, um jede Neuerscheinung auf ihren Kritikanteil zu prüfen und gegebenenfalls in den Giftschränk zu verbannen. Aber ich kann meinen Unmut in diesem Fall nicht äußern, weil ich selbst zwar nicht über das Netzwerk der Ägyptologen verfüge, aber als Interessierter längst über das Buch von JELITTO ‘gestolpert’ sein müsste. Nun ist es geschehen, weshalb ich stehenden Fußes mein Versäumnis behebe und Hans JELITTO dafür danke, dass er es gewagt hat, in diesem exemplarischen Fall über die Schranken seiner Fachdisziplin hinwegzuschreiten, sicher in dem Bewusstsein, dass hier erforschenswerte Probleme auf ihre Lösung warten.

Auswirkungen auf die Forschung

Sofern ich akzeptierte, dass das Steingefüge der großen Pyramiden nur mit einer Technik möglich war, die uns heute nicht zur Verfügung steht, dann

stellen sich die ohnehin bekannten Probleme anders dar. Nehmen wir nur den Steintransport auf die Pyramide hinauf. Die herrschende Lehre will von den Rampen nicht lassen, obwohl sie keine Lösung darstellen. LÖHNER und ich haben das nachgewiesen und statt dessen den Transport mit LÖHNERS Seilrolle propagiert. Diese Methode ist in jedem Fall zielführender als die unmögliche Rampe. Aber würde überhaupt noch eine konventionelle Transportmöglichkeit benötigt? Hier sehe ich nach wie vor ein wesentliches Ziel unserer Forschung: Wie nahe kann man einer Lösung kommen, wenn man die traditionelle Technik der geschichtlich zu erwartenden Zeit berücksichtigt? Die Unterstellung uns unbekannter Technik bleibt mangels jeder Kenntnis darüber reine Spekulation. Dafür gibt es zahlreiche Periodika, die in einer bunten Mischung aus Erhofftem, Berichtetem und Erfundenem, meist ohne handfeste Quellen, das Thema in alle Richtungen ausweiten. Hier werden sich die *Zeitensprünge* nicht anhängen. Bei uns interessieren andere Aspekte, zum Beispiel das Fehlen des astronomischen Rüstzeugs bei den Altägyptern [vgl. Heinsohn/Illig, 29-33]. Etwa JÜRGEN VON BECKERATH:

„Die astronomischen Kenntnisse der Ägypter erhoben sich bis in die 2. Hälfte des 1. Jt. v. Chr. nicht wesentlich über die der Naturvölker [...]. Ein Wandel trat erst ein durch babyl. Einflüsse z. Zt. der Perserherrschaft (525-332) und hellenistische in der griech.-röm. Epoche (seit 332)“
[Beckerath, 511; vgl. Heinsohn/Illig, 30].

Das war mein Argument gegen ein phantastisches Kalenderwissen der Ägypter – Stichwort Sothisperiode – im -3., wenn nicht im -4. oder gemäß Petrie sogar im -6. Jtsd., zumal es selbst in der Ptolemäerzeit keine systematischen Beobachtungen der Himmelskörper gab und das Nilland südlich von Alexandria niemals einen Schalttag eingeführt hat [vgl. Heinsohn/Illig, 49; vgl. hier S. 111 f.]. Dieser rückständige Wissensstand ist mit den Beobachtungen JELITOS völlig unvereinbar. So würde der Schluss zwingend, dass fremde Erbauer ihr Wissen nicht an die Nilanrainer weitergegeben haben.

Oder wie steht es mit den Pyramiden und ihrer Entstehung am Beginn der Eisenzeit? Wenn für fremde Erbauer grundsätzlich anderes Gerät zur Verfügung stand, dann wären sie nicht auf Eisenwerkzeug angewiesen gewesen. Aber gleichwohl konnten die Altägypter Granit bearbeiten, wie die Kartusche in der letzten Ausgabe [3/2015, 533] hinlänglich beweist. Ihre absolute Makellosigkeit, gerade beim umlaufenden Kartuschenseil, ließe den Verdacht aufkommen, hier wäre eine 'Matrix' in den Stein gesenkt worden. Andererseits zieht sich die Granitbearbeitung vom Alten Reich bis zur Zeitenwende durch, insbesondere ab den ersten Obelisk des Neuen Reichs, denen von Thutmosis I., deren Herstellung bislang weder in der herrschenden Lehre noch durch unsere Spätdatierung der Pyramiden erklärt werden konnte.

Andere Vorschläge zu Umdatierungen innerhalb der ägyptischen Ge-

schichte würden gleichwohl erhalten bleiben, ob das nun die vorpreschende 1. Dynastie ist oder die 800-Jahres-Lücke bei Glasgefäßen, Schiffsbau oder Landwirtschaftstechnik [vgl. Heinsohn/Illig, 259-433]. Vor allem bleibt die große, bis zu 800 Jahre lang dauernde Fundarmut bis Fundleere in jener Spätzeit, die uns am nächsten und zeitgleich zu den antiken Griechen liegt. So verlieren wir in Altägypten auch dann nicht alle Herausforderungen, wenn JELITTO'S Thesen sich bestätigen sollten.

Eine zusätzliche Herausforderung mag es für manchen Leser sein, dass sich Hans JELITTO im Internet als Scientologe vorstellt. Andererseits hält er seine – weltweit kritisierte – Geisteshaltung nicht geheim. Jedem bleibt seine eigene Einschätzung überlassen; mir ist in seinem Text keine religiöse Propaganda begegnet.

Zum Ausklang

Die Fugenproblematik scheint so bekannt zu sein, dass es mittlerweile sogar entsprechende Produkte auf dem Markt gibt. Aus der Werbung:

„Das Pflastersystem mit dem hoch funktionalen und gleichzeitig repräsentativen Auftritt. Entwickelt aus der langjährigen Erkenntnis, dass ein Pflastersystem letztlich nur dann funktionsfähig bleiben kann, wenn Dauerhaftigkeit und Stabilität der Fugen selbst gewährleistet bleiben, bieten wir Ihnen mit **Cheops SV** ein völlig neuartiges System, das genau diese Aspekte in bis heute nicht gekannter Konsequenz umsetzt“ [intel; Hvhg. HI].

Literatur

Im Internet findet sich von Hans Jelitto eine eigene Seite mit entsprechendem Bildmaterial (s.u.). Außerdem verweise ich zur freien Interpretation auf Bildmaterial, das letztes Jahr Axel Mott nach wenigen Reisetagen zusammengestellt hat:

<http://mott-resource.com/from-egypt/>

Bauval, Robert / Gilbert, Adrian (1994): *Das Rätsel des Orion · Nach mehr als 4000 Jahren wird das Geheimnis der Pyramiden gelöst*; List, München

Edgar, John / Edgar, Morton (1910/13): *The great pyramid passages and chambers in which is shown how the great pyramid of Gizeh symbolically and by measurement corroborates the philosophy and prophetic times and seasons of the divine plan of the ages, as contained in the Holy Scriptures*; Stock, London

Eyth, Max (³1908): *Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs* (2 Bände); Hein, Heidelberg (¹1902)

Görlitz, Dominique / Erdmann, Stefan (2015): *Das Cheops-Projekt · Das Eisen der Pharaonen und eine neue Hebeteknologie lösen das Rätsel um den Bau der Großen Pyramide*; Kopp, Rottenburg

goethe = Goethe, Johann Wolfgang v. (1819/27): *Westöstlicher Divan · Chuld Nameh - Buch des Paradieses*;

- Goyon, Georges (1987): *Die Cheopspyramide: Geheimnis und Geschichte*; Pawlak, Herrsching (franz. 1977)
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (³2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Mantis, Gräfelting (1990)
- Illig, Hermann / Schaffer, H. P. (⁴2003): *Die Bauten der Außerirdischen in Ägypten: Bergkristall*, Bad Salzufen (Erweiterte Auflage gegenüber einer früheren Fotoreportage von 1994 und vielleicht 1980)
- Illig, Heribert (2015): Neue Ansätze zum Bau der Cheopspyramide · Befunde von Görlitz und Erdmann · Eine ausgreifende Besprechung; *Zeitensprünge* 27 (3) 528-541
- (³2013): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelting
 - (2005): *Die veraltete Vorzeit*; Mantis, Gräfelting
 - (1991): Offener Brief an einen Ägyptologen [Winfried Barta]; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (2) 7-10
- Illig, Heribert / Franz Löhner (⁶2003): *Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit*; Mantis, Gräfelting (1993)
- J. = Jelitto, H. (1999): *Pyramiden und Planeten · Ein vermeintlicher Meßfehler und ein neues Gesamtbild der Pyramiden von Giza*; Wissenschaft & Technik, Berlin, 227 zum Teil farbige Abbildungen auf 428 DIN A4-Seiten
- Jelitto, Hans (o.J.): *Pyramidenforschung*;
<http://www.pyramiden-jelitto.de/pup-bautechnik.html>
klappentext = Klappentext von G. Goyons Buch
- Kugenbuch, Ingo (2008): *Warum sich der Löffel biegt und die Madonna weint. Übersinnliche Phänomene und ihre irdischen Erklärungen*; humboldt, Hannover
- lintel = <http://www.betonwerk-lintel.de/de/produkte/kreativbelaege/cheops-sv.html>
- Petrie, Sir William Flinders (1883): *The Pyramids and Temples of Gizeh*; Field & Tuer, London
- Rawlinson, George (1881): *History of Ancient Egypt, Vol. I of II*; Longmans, London
- Rottländer, Rolf C. A. (1979): *Antike Längenmaße · Untersuchungen über ihre Zusammenhänge*; Vieweg, Braunschweig
- Schumacher, Reinhard (2007): Der Hund, der Eier legt. Über den tatsächlichen Wert von Statistiken. Eine Rezension; *Zeitensprünge* 19 (2) 487 f.
- Smyth, Charles Piazzi (³1874). *Our Inheritance in the Great Pyramid*; Strahan, London (1864)
- Tompkins, Peter (1975): *Cheops · Die Geheimnisse der Großen Pyramide – Zentrum allen Wissens der alten Ägypter*; Scherz, Bern u. a.
- Wild, Eva Maria / Kutschera, Walter (2011): ¹⁴C und die Chronologie Ägyptens. Bei der Entwicklung der Radiokohlenstoffmethode vor mehr als 60 Jahren dienten Funde aus dem Reich der Pharaonen als Referenz. Heute versuchen umgekehrt Naturwissenschaftler ihren Teil dazu beizutragen, offene Fragen der ägyptischen Chronologie zu beantworten; *Spektrum der Wissenschaft* 12/2011, 48-55
www.spektrum.de/artikel/1124695

Aktueller Nachtrag zur Cheopspyramide

Im Spiegel vom 5. März dieses Jahres berichtet Matthias SCHULZ über neue Forschungen in dem Rätselbauwerk. Zum einen wollen Japaner, Kanadier und Ägypter die Pyramide gewissermaßen röntgen. Von der kosmischen Strahlung ausgelöste Myonenschwärme durchdringen Bau und Erde weitgehend, Mit in den Gängen und Kammern ausgelegten Sensor-Platten soll die Strahlung registriert und aus den Ergebnissen auf eventuell vorhandene Hohlräume rückgeschlossen werden.

Außerdem hat der deutsche Ingenieur Friedhelm KREMER zwei Roboter konstruiert, die einmal mehr die Luftschächte der Pyramide befahren sollen. Das Unternehmen hat zwei Vorgänger: den Roboter UPUAUT von Robert GANTENBRINK, der 1993 bis zur ersten Verschlussplatte eines Luftschachts vordrang. Unmittelbar danach erhielt GANTENBRINK durch seine Auftraggeber lebenslängliches Pyramidenverbot. 2002 ließ sich dann HAWASS einen neuen Roboter bauen, den „Pyramid Rover“, der im zweiten Luftschacht eine ebensolche Sperrplatte fand und in sie ein Loch bohrte, durch das man dann lediglich die nächste Sperrplatte sah. Indem SCHULZ nur noch an dieses Medienspektakel – angebliche Live-Übertragung in zahlreiche Länder dieser Erde – erinnert, beugt er sich noch immer dem ‘letzten Pharao’ und dem ‘Gralshüter’ ägyptologischen Wissens, indem er den einfallsreicheren Vorläufer einfach unterschlägt. Ein ganz unverdienter Triumph für HAWASS, leider. Aber es fehlte noch mehr. 2011 lugte der Roboter DJEDI mit einer schwenkbaren Kamera durch das Bohrloch – und sah rote Hieroglyphen [mbe/dpa]. An dieser Stelle konnten Altägypter nur schreiben, wenn sie hier auch bauten. Ist damit die Pyramide wieder im Lot? Behalten wir Robert GANTENBRINKS Wort im Auge: „Ich behaupte, die Existenz von Tabuzonen ist es, die obskuren Theorien immer neue Nahrung gibt“ [Schaffmann]. Wann also werden Ägyptologen endlich dialogbereiter?

mbe/dpa (2011): Cheops-Pyramide: Roboter entdeckt Hieroglyphen in mysteriösem Schacht; *SPIEGEL ONLINE*, 29. 05.

Schaffmann, Christa (1994): „Ich halte alle Theorien über den Pyramidenbau für falsch“ (Gespräch mit Robert Gantenbrink); *Berliner Zeitung*, 12. 11.

Schulz, Matthias (2016): Heißes Grab; *Der Spiegel*, Nr. 10/2016 vom 05. 03., 110-112

Diskos von Phaistos – Verfälschung des Minos

Heribert Illig

Der Diskos von Phaistos

1986 habe ich erstmals und einigermaßen naiv über eine Entzifferung des singulären Diskos durch Elias DOGAS berichtet, weil sie mit Hilfe von Griechisch möglich geworden sei. Damals war die Zahl der Entschlüsselungen auch nicht annähernd bekannt. Heute findet sich bei *Wikipedia* [→ Diskus von Phaistos] eine Liste von 26 Dechiffrierungen aus der Zeit zwischen 1911 und 2010; die von Dogas ist nicht einmal aufgeführt. Es wird also weitere geben; so äußert sich im Film (s.u. [Gregor]) der britische Sprachwissenschaftler Gareth OWENS zuversichtlich, bald die endgültige Übersetzung vorlegen zu können. Heuer erschien obendrein das Buch von Walter DÖKEL, demzufolge es sich um eine keltische Schrift handle – wohl die erste uns bekannte.

Angesichts vieler Varianten, die sich meist wechselseitig ausschließen, wird es Zeit, den Blickwinkel deutlich zu verändern. Das geschieht in dem Film von Michael GREGOR, der am 20. 02. 2016 ausgestrahlt worden ist. Hier wurde Jerome EISENBERG (* 1932), renommierter Kunsthändler in New York, als Kronzeuge für einen gefälschten Diskos von Phaistos präsentiert. Er ist seit Jahrzehnten im Geschäft mit antiker Kunst und musste deshalb zum Fälschungsexperten werden. Seine Indizien für eine Fälschung [auch aus Buchholz]:

- Die runde Tonscheibe (Ø 16 cm) war schon vor dem Brand in Phaistos gebrannt;
- sie ist so gleichmäßig gebrannt wie in einem modernen Ofen.
- Sie besitzt zu scharfe Kanten, die zu leicht brechen würden.
- Die 45 verschiedenen Zeichen sind mit ebenso vielen metallenen Punzen in den Ton eingedrückt worden – damit die erste und viel zu frühe Schrift mit beweglichen Lettern.
- Ihre Anzahl ist für ein Alphabet zu groß, für eine Silbenschrift zu klein.
- Mit der Bleischeibe von Magliano (-500) lag ein etruskischer Fund vor, bei dem etruskische Zeichen in der gleichen Spiralform angeordnet sind. Er kommt für Kreta viel zu spät, nicht aber für einen Fälscher.
- Es gibt auch einen goldenen, minoischen Ring mit einer ganz kleinen Scheibe, der als Ideengeber gedient haben mag.
- EISENBERG sind die Zeichenformen zu realistisch; ein sog. Boxhandschuh erscheint ihm anachronistisch.
- Die Fundumstände sind schlecht überliefert; angeblich wäre die zerbrechliche Scheibe (nur 2 cm dick!) aus dem ersten Stock herabgefallen.

- Mit Emile GILLIÉRON sen. et jun. arbeiteten im Grabungsteam geniale Bauzeichner, die maßgeblich unsere Sicht des alten Kreta bestimmten, da sie 30 Jahre lang für Arthur EVANS, den Entdecker dieser Kultur, gearbeitet und gleichzeitig einen Handel mit ausgezeichneten Replikaten betrieben haben. Sie könnten für Louis PERNIER, den Grabungsleiter in Phaistos, den Diskos angefertigt haben.

Das archäologische Museum in Iraklio (Heraklion) lässt seinen singulären Fund nicht berühren, geschweige denn analysieren; so bewahrt man 100 Jahre alte Forschungsmeinungen zuverlässig. *Wikipedia* beteiligt sich als ‘Schutzgemeinschaft herrschender Lehre’ an dieser Blockade, indem sie lapidar schreibt: „Sieht man von Extrempositionen ab, wie die, dass der Diskos von Phaistos eine Fälschung sei“ [wiki → Diskos von Phaistos].

Dabei sind die phantasievollen Arbeitsmethoden von Arthur EVANS seit langem bekannt. Bereits 1930 bezeichnete der Archäologe Camillo PRASCHNIKER EVANS’ Knossos als „Filmstadt“. Man „wandert durch Eisenbeton gewordene, aber deshalb nicht weniger schwanke Hypothesen“ [Ceram, 71]. C. W. CERAM (d.i. Kurt Wilhelm MAREK [72 f.]) präsentierte 1957 den ranken Lilienprinzen von Gilliéron und die überaus spärlichen Scherben, aus denen das Fresko phantasievoll neu geschaffen worden ist. SCHIERING [1976, 33] widersprach als vehementer Evans-Verteidiger fast 20 Jahre später: Die berühmte Federkrone sei nicht Fiktion, sondern Fakt [S. 33]. Allerdings stammen die Fragmente des Freskos laut Gregors Film [2015] obendrein von drei verschiedenen Bildern. Gleichwohl steht gerade dieses Fresko exemplarisch für unsere Sicht der minoischen Kultur.

Zu dieser Sicht gehört gemäß Gregor auch eine weibliche Statue, die Evans mit einem Metallschurz versah, der in Wahrheit ein Penisfutteral ist. Wahrscheinlich eine Fälschung ist auch die berühmte Schlangengöttin, wohl erst nach ihrer Auffindung so gestaltet, ging es doch EVANS um den Nachweis eines Matriarchats im Sinne von Johann Jakob BACHOFEN. Eine weitere Statuette stammt laut ¹⁴C-Messung nicht aus der Zeit von -1450, sondern von +1450 [Gregor]! All dem zum Trotz zeigt Iraklio ganz unverändert EVANS’ Kreta, gestaltet und gemalt von den beiden Gilliérons. Schiering als sein ‘Nachlassverwalter’ konzedierte allenfalls unglücklich gewählte Benennungen, die „dem Laien wieder Möglichkeiten für Mißverständnisse“ öffnen [S. 36]. Das führt uns zu dem hier getadelten Hans Georg WUNDERLICH (1928–1974).

Interprofessoraler Umgang

Der Geologieprofessor wurde bereits mit 41 Jahren der Hauptkoordinator für das Schwerpunktprogramm *Geodynamik des mediterranen Raums* der DAI, mit 42 Jahren dann Ordinarius für Geologie und Paläontologie, um mit 44

Jahren sein Buch über Kreta [Wunderlich 1972 = W.] vorzulegen. Ihm als Geologen war aufgefallen, dass in Knossos Bodenplatten aus Gips bestanden, ohne Abriebspuren aufzuweisen. Gips war gerade auch für die sog. Badezimmer ein ungeeigneter Bodenbelag. Nachdem er nicht einmal auf Treppen, die heute in der Luft endigen und deshalb für Touristen gesperrt sind, Benutzungsspuren fand, stellte er seine These auf, es handle sich um eine Nekropole. Demnach würden wir wie in Ägypten und anderen Gebieten nicht die Paläste der Lebenden, sondern Gebäude für den Totenkult kennen.

Als er diese These erstmals 1971 in der Zeitschrift *Naturwissenschaft und Medizin* vorstellte, schlug ihm die Zunft alles Mögliche und einiges Unmögliches um die Ohren; die Anfänge der Streitereien konnte er in seinem Buch bis 1972 dokumentieren. Zunächst gab es eine sinnlose Auseinandersetzung darüber, wie weich und wasserempfindlich eigentlich Gips sei. Sein Hauptgegner kam mit dem 'Argument': Der kretische Gipsstein „ist mit dem Fingernagel ritzbar – doch das ist auch in nur wenig geringerem Maße der griechische Marmor!“ [Schiering lt. W. 323]. Wunderlich konterte mit der Binsenweisheit, dass Marmor fünfmal härter als Gips und nur mit Stahl zu ritzen ist [W. 324] und zeigte die Schwächen der Gipsarchitektur [W. 107-115], worauf es damit weiterging, ob es nicht doch Gipsarten mit besseren Abriebhärten gebe. Als an dem Eisenargument nicht mehr zu rütteln war, entstand flugs die These, dass die unabgewetzten Boden- und Treppensteine erst unmittelbar vor dem Untergang des Palastes ausgewechselt worden seien. Das fand nach Wunderlichs Tod sogar Eingang in den *Brockhaus*:

„Die These des Geologen H.G. WUNDERLICH, nach der die minoischen Paläste auf Kreta dem Totenkult gedient haben sollen, wird von der archäologischen Forschung abgelehnt. Der geologische Ausgangspunkt ist der verhältnismäßig leicht abnutzbare Gipsstein, der in einigen dieser Paläste für Fußbodenplatten und Treppen gebraucht wurde. Diese konnten jedoch ausgewechselt werden. [...] Viele seiner Annahmen (Verwendung der in den Magazinen gefundene Pithoi nicht für Vorräte, sondern für Bestattungen; auf Totenkult bezogene Deutungen der Freskobilder u.a.) werden durch die Ausgrabungen auf Thera entkräftet“ [brockhaus, 34; ↪ Ägäische Kultur].

Die skurrile Idee mit der Auswechslung von Treppenstufen hat wohl als erster Prof. Walter NOLL in der *Antiken Welt* geäußert, nachdem er Wunderlich in Hinblick auf die kaum benutzten Treppenstufen sogar Recht gegeben hatte [W. 331]. Darauf betonte Wunderlich [W. 324], es gebe gipserne Türschwellen, die „seitlich unter tonnenschwere Mauerwerksblöcke kragen“. Die *Antike Welt* weigerte sich über zwei Jahre lang, Wunderlichs Entgegnung auf Noll abzudrucken [W. 334].

Nach Wunderlichs viel zu frühem Tod zog der klassische Archäologe Prof. Wolfgang SCHIERING [S. = 1976] den Schlussstrich in dieser Debatte. Seinem populären Fundbericht zu Kreta sind acht Seiten Kritik an Wunderlichs Thesen angehängt, gerichtet gegen einen „Amateurarchäologen“, gegen einen „in der Archäologie hospitierenden Geologen“ und seine „ephemerer Gedankensprünge“; ein Professor, der sich zu weniger Sachliteratur bedient habe, was „die ahistorische und pseudowissenschaftliche Denk- und Darstellungsweise H.G. Wunderlichs“ bestätige [S. 233-240]. Gegen Schierings Feststellung, nur im Anhang auf sie einzugehen, ist das ganze Buch eine Niederhaltung von WUNDERLICHS Ideen, die selbstverständlich gelingt. Trotzdem ließen ihm die Gipssteine keine Ruhe, weshalb er sie oft erwähnt [S. 11, 28, 39-41, 45, 49, 68, 100, 165]. Wiederholt betont er die völlig unbewiesene Auswechselbarkeit der Fußbodensteine [S. 38, 40, 41, 42]. Um ganz auf der sicheren Seite zu sein, versteigt er sich zu einem Novum in der Architekturgeschichte:

„Wie mit den Stufen, so ist es auch mit allen anderen, sämtlich auswechselbaren Teilen aus Gipsstein: den Türschwellen, den Boden- und Wandplatten bis hin zu den riesigen Quadern“ [S. 42].

Allerdings ist er selbst davon keineswegs überzeugt, sonst würde er nicht wiederholt betonen, der verwendete Gips sei durchaus hart genug für die zu erwartende Beanspruchung [S. 28, 40], wie er es auch für richtig hält, dass die Minoer ihre Holzsäulen ausgerechnet „durch runde Gipssteinbasen gegen Feuchtigkeit“ und Verfaulen geschützt hätten [S. 39]. Beim Palast von Mallia betont er, ein Magazin sei sehr wohl mit „wasserfestem Estrich“ [S. 100] ausgerüstet worden, keineswegs mit einem Gipsboden, der ihm selbst doch ausreichend erschienen haben müsste. Wenn Gips so abriebfest und wasserabweisend ist: Warum wäre dann die Auswechselbarkeit geplant und durchgeführt worden? Hier misstraut Schiering (1926–2005) sich selbst.

Ansonsten brachte die Abwehr durch die Fachgelehrten ‘das Übliche’: Verunglimpfung („ein ambitionierter Sonntagsarchäologe“, „mangelnde Erkenntnisfähigkeit“, „Verblendet“ [w. 320, 322, 328]), begleitet von der unverschämten Feststellung, die „polemische Auseinandersetzung“ ginge von Wunderlich und nicht von den beleidigenden, in ihrer Unfehlbarkeit bezweifelten Fachgelehrten aus [S. 233]. Weiter wird der Vorteil einer möglichst breiten Argumentationsbasis in einen Nachteil umgewandelt („Die Begründungen des Autors sind heterogen, da sie sich teils aus naturwissenschaftlichen, teils aus archäologischen Argumenten zusammensetzen“ [w. 330]), oder die tückische Haltung, Kritiken dem Kritisierten nicht zugänglich gemacht zu machen („Bis auf eine einzige Ausnahme wurden ihm derartige Gegendarstellungen nicht von den jeweiligen Verfassern oder Redaktionen, sondern von Dritten in Ablichtung zugänglich gemacht“ [w. 326]). Und nicht zuletzt die Unsitte, Gegendarstellungen ohne Kenntnis des kritisierten Textes abzufassen [w. 326].

Streit um wesentliche Bestandteile von Wunderlichs Thesen

Wunderlichs Alternativdeutung stützt sich nicht allein auf Gips. „Merkwürdig unübersichtlich“ sind Passagen in diesem Palast ohne repräsentativen Eingang, „noch viel verschlungener ist der Zugang zu dem zweiten Hauptraum des Wohntraktes“, begleitet von „mäanderartig geführten und verschobenen Korridoren und Zugängen“ [S. 43]. Schiering stellt dieses „mäanderartige Staffeln“ nicht nur in der Horizontalen, sondern sogar in der Vertikalen fest (schreibt aber fälschlich noch einmal das Wort „horizontale Staffelung“ [S. 44]) – doch gerade dieses Labyrinthische war ein Hauptargument Wunderlichs für einen Totenpalast [W. 44 f.].

Dass Oswald SPENGLER diesen Gedanken schon vor Wunderlich hatte, wird diesem erst zum Nachteil ausgelegt; dann wird Spengler wegen „oberflächlicher Analyse“ getadelt [S. 240], obwohl der selbstkritisch schrieb: „Ich will nichts behaupten, denn ich kann es nicht beweisen“ [W. 15; dazu 90].

Aus Sicht des Geologen ließ der vierstöckige ‘Palast’ viel zu wenig Licht durch zu wenige Fenster und tiefe Lichtschächte bis ins Parterre [W. 59, 63, 67 f., 91, 162 f.]. Der berühmte „Thronsaal“, für diese Funktion zu klein und mit einem unerklärten Bassin ausgestattet, lag fast im Dunkeln [W. 37]: „Der nur von den drei Eingangstüren und einem kleinen Lichtschacht über dem vertieften Gelaß belichtete Thronraum“ [S. 47], wobei zwei der drei Türen ins dunkle Palastinnere führen. Der König thront im Dämmerlicht? „Um so lichter“ wäre das nicht erhaltene Piano nobile gewesen [S. 49]. Dabei zeigt die am besten erhaltene, zyklische Ostfassade in Evans’ Rekonstruktion keine Fenster [W. 47]. Das Argument, die sog. königlichen Wohnräume wären mit großen Pithoi bestückt und lägen dicht bei den lärmenden Werkstätten der Steinmetze [W. 69, 71; vgl. auch 128], konnte Schiering nicht entkräften.

Am Alabasterthron beschäftigte die Vertiefung, in der „– nach Aussage der Eintiefung – ein Sitzkissen“ lag [S. 49]. Bei den Etruskern sind derartige Mulden in den Steinsesseln der Gräber üblich, um dort positionierten Leichen besseren Halt zu geben [W. 88 f.]. Das wies Schiering weit von sich, wobei er sogar das jüdisch-christliche Motiv des leeren Throns bemühte [S. 49].

Während die interessierte Öffentlichkeit noch immer lernt, dass in Knossos die moderne Badezimmerhygiene erfunden worden sei (Badewannen, Wasserleitungen für Frischwasser, WC, Kanalisation), gab wenigstens Noll die Wasserempfindlichkeit von Gips zu denken: von wegen Geplänche im Badezimmer [vgl. W. 61]: Die Minoer „dürften mit dem kostbaren Wasser ebenso sparsam umgegangen sein, wie die heutige kretische Landbevölkerung es tut“ [W. 324]. (Der Verfasser hat 1994 den Umgang istrischer Landbevölkerung mit Wasser kennengelernt: kein Badezimmer, kein Klo, ein kleiner Schöpfkrug für eine kleine Waschung über einer kleinen Schüssel. Dabei ist

Istrien deutlich regenreicher als Kreta. So schnell zerbröckelt die kretische Wellnessidylle von Evans.) Werner EKSCHEMITT hatte sich noch kurz vor der Wunderlich-Kontroverse gewundert, warum es laut einer Linear-B-Übersetzung in Pylos zwar 68 Badewärter, aber nur eine Badewanne gegeben hätte; für Wunderlich waren das Leichenwäscher [W. 327 f.], wie auch die kleinen Wannen für Hockerbegräbnisse gedacht waren. Schiering kontert:

„Dem ist zu entgegnet, daß Wannen durch die Jahrtausende sowohl als Badewannen wie auch als Sarkophage benutzt worden sind“ [S. 91].

Evans' Deutung der WCs als solche sei gültig, weil es hellenistisch-römische Analogien gäbe [S. 69] – also in Schierings Sicht 1.000 Jahre später.

In Knossos monierte Wunderlich [W. 71] das Fehlen einer Küche; nur in Kato Zakros fand sich eine mit mehreren Herden und Töpfen [S. 87].

Schiering als Retter von Evans' Visionen

Als treuer Mainstreamler wollte Schiering zugleich Evans' Arbeit bestätigen und retten, was zu kuriosen Sätzen führen konnte:

„Bereits mit der Benennung »Thron«, die *Evans* vielleicht mit Recht für den Alabastersitz des »Thronsaales«, aber auch dort verwendet hat, wo er im Ostflügel des Palastes oder in der »Königlichen Villa« auf Grund einer Erhöhung im Fußboden bzw. einer Wandnische einen ähnlichen Sitz aus Holz vermutet und durch eine Nachbildung dann auch ersetzt hat, kann Verwirrung entstehen“ [S. 36].

„Sollte die »Halle der Doppeläxte« im untersten von vier gleichartig gestalteten Stockwerken tatsächlich ein anderer »Thronsaal« gewesen sein, oder gab es – wie ich glauben möchte – den feierlich auf einem Podest stehenden Sitz auch noch in vielen anderen für das kultische, politische, höfische und private Leben bestimmten Räumen des Palastes?“ [S. 44]

Formuliert im Wissen um Wunderlichs [67] ironische Bemerkung: „Der König hat also offenbar auch in seinem Wohnzimmer auf einem Thron gesessen“.

Der Diskos von Phaistos bleibt bei Wunderlich [130] wie bei Schiering [174-177] unbezweifelt. Dieser kann sich auch nicht von dem Stiersprung trennen, der jeden Torero erschauern lässt, sofern er überleben will: Der Jüngling „der die Hörner eines Stieres – wie eine Reckstange – umfaßt, um sich mit der Aufwärtsbewegung des Stierkopfes auf den Rücken des Tieres wirbeln zu lassen und von dort rückwärts abzuspringen“ [S. 59].

Spanische Toreros kämpfen nicht mit Kühen, weil diese mit dem Kopf unberechenbare Bewegungen machen. Der Stier hingegen legt sein ganzes Gewicht in den frontalen Rammstoß, den er auch konsequent durchführt, weswegen ihn der Torero auf wenige Zentimeter an sich herankommen lassen

kann. Der Stier würde keinen Menschen auf seinen Rücken wirbeln. Wer wollte es ihm adressieren?

Chronologische Auswüchse

Etruskische Tholosgräber mit ihrem falschen Gewölbe haben manchmal – etwa bei einem Grab von Casale Marittimo [w. 134] – einen statisch keineswegs notwendigen Mittelpfeiler. Obwohl solche Pfeilergräber als „Silos“ auch 800 Jahre früher in Kreta auftauchen, darf kein Zusammenhang bestehen:

„Mit den gewölbten und nie in solcher Ordnung angehäuften Gräbern der Etrusker kann man diese Räume nicht verbinden, nur weil hier und dort – aus statischen Gründen – ein Mittelpfeiler gebraucht worden ist“ [S. 102].

Wunderlich wagte es hingegen, Ähnlichkeiten bei Minoern und Etruskern anzusprechen, obwohl „annähernd ein Jahrtausend voneinander getrennt. Aber die Übereinstimmung ist erstaunlich“ [w. 121]. Dafür sieht Schiering, wie die Nordfassade im Hof von Phaistos

„nicht nur die nächste große Leistung der europäischen Architektur – eben das »Atreusgrab« vorwegnimmt, sondern auch schon auf viel spätere, dem Boden der römischen Baukunst erwachsene Zeugnisse vorauszuweisen scheint“ [S. 161].

Ein Hunde-Abbild ähnelt einer 800 Jahre später datierten Oktopus-Darstellung [S. 95] und plötzlich werden bereits 400 Jahre alte Tonidole in Knossos aufgestellt, als hätte man sie in einer sehr alten Truhe gefunden [S. 256]. Einziger Zweck: Wunderlichs Beobachtungen übertreffen und so relativieren.

Obwohl Knossos und Phaistos in Katastrophen des -12. Jh. untergegangen sein sollen, werden die Schutthügel im -7. Jh. nicht nur wieder besiedelt, sondern es wird aus jedem „eine stattliche Siedlung“ [S. 17]. Dass Chronologie hinterfragbar ist, gehört nicht zum Repertoire der Archäologen [vgl. Illig 2015].

Zum Ende der minoischen Kultur

Für Wunderlich ist sie nicht wegen Eroberung durch die Achäer untergegangen [w. 84], waren doch Minoer ebenfalls achäische Griechen [w. 95 f.]. Als Geologe sind ihm große bis globale Katastrophen vertraut. Trotzdem sieht er den Katastrophismus des 20. Jh. kritisch [w. 140 f.] und folglich auch die minoische Vergangenheit ganz anders. Ihm fehlen auf Kreta entsprechende vulkanische Schichten [w. 145] ebenso wie entsprechende Berichte der griechischen Historiker [w. 149]. Deshalb:

„Die antiken Schriftsteller wußten sehr wohl, daß derartige Labyrinth-Bauten [wie das Labyrinth von Amenemhet III.] nicht als Wohnpalast

gedient haben . . . Nicht das minoische Volk wurde [in einer Katastrophe] ausgerottet, sondern nur ein altüberkommener Totenritus verlassen . . . so daß der Eindruck vom plötzlichen Untergang einer einstmaligen hohen Kultur entstand, obwohl Sprache, kultische Gebräuche und Persönlichkeiten in Mythen und Sagen weiterlebten . . . An die Stelle weniger unermeßlich mächtiger Familien der Bronzezeit, die ihre Toten mit dem kostbaren Besitz unter echten Opfern von Gut und Blut bestatteten, tritt mit zunehmender Bevölkerungsdichte ein breitgestreutes wohlhabendes Bürgertum mit mehr kommerzialisiertem Geschmack: An die Stelle echter Hand- und Wertarbeit tritt mehr und mehr die Serienfertigung, an die Stelle echter Opfer von Mensch und Tier die tönernen Votivgaben, an die Stelle feudal ausgestatteter Totenpaläste das einfache Erdgrab mit konventionellen Grabbeigaben“ [W. 328].

Demnach entfällt jahrhundertelanger Niedergang während dunkler Jahrhunderte [vgl. Illig 2015], es braucht auch keine Naturkatastrophe ungeahnter Ausmaße. Wunderlich weiß natürlich auch, dass Tsunamis als Kulturzerstörer erst im Zusammenhang mit der Thera-Katastrophe gesehen worden sind [W. 329] und vermerkt extra: Die

„Überflutung beim Ausbruch des Vulkans von Krakatau in der Sundastraße/Indonesien 1883 – die meist als Beispiel für die Explosion des Vulkans von Thera/Santorin herangezogen wird – war nicht von vernichtenden Erdbeben begleitet, zumindest nicht in regionaler Ausdehnung“ [W. 325].

Aber er muss die geometrische Epoche als jahrhundertelange ‘kulturlose’ Zeit zwischen der Totenpalastkultur und hellenischer Tempelbaukultur belassen [W. 298]. Dabei sieht er:

„Höchst erstaunlich ist aber, daß der etruskische und keltische Grabbau dieser Zeit ganz ähnliche Formen entwickelt wie die Grabarchitektur der mittleren Bronzezeit. Neben einfachen Erdbegräbnissen finden wir Felsengräber, große Hügelgräber, steinerne Totenhäuser, ja sogar Labyrinthbauten“ [W. 304].

So habe sich die griechische Kultur vom Totenkult hin zu den Belangen eines echten geistigen Lebens befreit [W. 311].

Schlussbemerkung

Dem Verfasser geht es hier nicht darum, Wunderlichs mutige Neuinterpretation trotz aller Widerstände noch posthum durchzusetzen. Er sah in Knossos eine riesige Grablege. Da weder Mumien noch Gebeine in dem Gebäude zu finden waren [S. 240], postulierte er an der Peripherie große Mengen von Knochen [W. 163 f.], die er aber wohl nicht hinreichend belegen konnte [vgl. S. 235]. Plausibler wäre die These, dass in Knossos nur der jeweilige Priesterfürst

bestattet wurde, dann der nächste, während der Totenpalast Knossos mit jedem Begräbnis erweitert worden ist. Immerhin zeigt der Innenumschlag von Wunderlichs Buch zehn jeweils erweiterte, nicht veränderte Grundrisse (im Taschenbuch nicht enthalten). Damit entfallen die nicht vorhandenen Knochenfunde, während dann die Existenz zahlloser anderer Gräber auf Kreta [S. 240] nicht mehr bezweifelt werden muss.

Mir geht es im Moment um mehr Offenheit im verkrusteten Wissenschaftsbetrieb – wie im Fall von Hans Giffhorn (s. S. 40) und meinen ‘Karls-Erlebnissen’. Ein Göttinger Professor schrieb Wunderlich: „Ich bin gespannt, wie lange es dauern wird, bis die Archäologen sich zu einer Überprüfung durchringen“ [W. 324]. Die Öffentlichkeit wartet noch immer, weil die Ordinarien ihre eigene Überzeugungen bislang nicht hinterfragt haben. Dafür weiß unser ‘Platzhirschschutzinstitut’:

„Wunderlichs Kritik rief einen langwährenden wissenschaftlichen Streit hervor, gilt heute aber als Außenseitermeinung und wird für weitgehend widerlegt gehalten“ [wiki → Hans Georg Wunderlich].

Literatur

- brockhaus = *Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden*. 22. Band (1975): *Ergänzungen A - I*; Brockhaus, Wiesbaden
- Buchholz, Sven (2011): *Ist der Diskus von Phaistos echt?* araniel.wordpress.com
- Ceram, C.W. (1957): *Götter Gräber und Gelehrte im Bild*; DBG, Berlin
- Dökel, Walter (2016): *Der Diskos von Phaistos - eine keltische Schrift · Der zweite Keltenweg*; Deutsche Literaturgesellschaft
- Eisenberg, Jerome (2008): *Der Diskus von Phaistos - ein 100 Jahre alter Scherz! Minerva*, Juli/Aug.
- Friedrich, Horst (1990): *Ist der Diskos von Phaistos zweisprachig? Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (5) 57-59
- Gregor, Michael (Buch/Regie 2015): *Das Geheimnis von Phaistos. Fälscher am Werk* (eine Ausstrahlung des Films am 20. 02. 2016 um 20:15 auf ARTE)
- Illig, Heribert (2015): *Griechenlands Dunkle Jahrhunderte. Eine Zeitbestimmung; Zeitsprünge* 27 (1) 45-74
- (1990): *Diskus von Phaistos – Übersetzungen und ‘Bratpfannen’; Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (5) 60-62
- (1986): *Letzte Neuigkeit [Entzifferung des Diskus durch Elias Dogas]; GRMNG-Bulletin* 3 (2) 6
- Schiering, Wolfgang (1976): *Funde auf Kreta*; Musterschmidt, Göttingen
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel
- Wunderlich, Hans Georg (1979): *Wohin der Stier Europa trug. Kretas Geheimnis und das Erwachen des Abendlandes*; Rowohlt, Reinbek (1972; heute noch im Handel)
- (1971): *Das Geheimnis der minoischen Paläste Altcretas; Naturwissenschaft und Medizin* 8 (36)

Kalkriese – Varusschlacht

gespiegelt auf die Phantomzeit-Diskussion

Anmerkungen zu Andreas Otte [3/2015] von Werner Thiel

„700 Theorien, doch keine führt zum Schlachtfeld“ lautete der Titel eines Faltblatts des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe [LWL], das ich in den 80er Jahren in Münster erwarb. Es ging darin um die Anzahl von Überlegungen zum Ort der Varusschlacht im Teutoburger Wald. Daran muss ich immer wieder denken, wenn es um „Kalkriese“ als diesen Ort geht.

Als der Historiker und Nobelpreisträger Theodor Mommsen dieses Gebiet 1885 als Schlachtfeld benannte, erhielt er so viel Widerspruch, dass er sich lieber mit „Wichtigerem“ beschäftigte. In der Diskussion um „Kalkriese“ sehe ich Vergleichbares mit den Widerständen in Mediävistik und Archäologie gegen das „erfundene Mittelalter“, die Theorie von Heribert Illig, allerdings mit einer teilweise entgegengesetzten Argumentationsrichtung. Wenn Archäologen sich von schriftlichen „Quellen“ emanzipieren, dann wird ihnen dies im Fall „Kalkriese“ vorgeworfen, beim „erfundene Mittelalter“ aber diese Schriftquellenbezogenheit ihnen vorgehalten.

Beispielhaft steht für mich Dr. Aurelia Dickers, Stadtarchäologin von Münster, die am 13. 09. 2015 (Tag des offenen Denkmals, Grabungsgebiet: Jüdefelder Straße) Folgendes sagte:

„Wo lag Mimigernaford? Diese Frage lässt sich noch nicht beantworten.

Diese Frage beschäftigt die Forschung von Anfang an. Auf dem Domberg, wo Liudger sein Kloster gründete, ist dies definitiv nicht der Fall!“

Trotzdem hält sie sich an die Schriftquellen zu Bischof Liudger/Ludger, dem „Gründer“ des Bistums Münster (793 oder 805 oder wann auch immer), und gräbt seit Jahren nach diesem Mimigernaford in Münsters Innenstadt, ohne es zu finden. Zweifel an den Schriftquellen kommen bei ihr jedoch nicht auf!

Nachdem Illig seine Theorie vom „erfundene Mittelalter“ veröffentlichte, wurde und wird ihm aus bekannten Kreisen einiges vorgeworfen (wissenschaftliche Ungenauigkeit, fehlende Beachtung der Schriftquellen, Überbewertung archäologischer Befunde u.a.) oder er wird einfach im wissenschaftlichen Diskurs unterschlagen.

Auch hier sehe ich Übereinstimmungen in den Reaktionen auf Mommsens These von Kalkriese als dem Ort der Varusschlacht. 10 Jahre nach der hoch politisierten Einweihung des Hermannsdenkmal in Detmold 1875 konnten Hunderte von Heimatforschern mit ihren Varusschlachtfeldern genügend „Gegenwind“ erzeugen, um Mommsen zum Schweigen zu bringen.

Den heutigen Vertretern des Kalkriese-Varusschlacht-Junktims ergeht es vergleichbar. „Kalkriese“ belegt mit über 6.000 Funden und Befunden die Schlachtfeldtheorie, aber das ist immer noch zu wenig. Ähnlich ergeht es Illig, wenn selbst Eisenanker in heutiger Industrie-Stahl-Qualität in ‘Karls’ Oktogon in Aachen die Argumente der Karls-Gläubigen nicht erschüttern. Ganz zu schweigen von unzähligen Unregelmäßigkeiten in den Datierungen von Tausenden von Orten in Bayern und Deutschland. Als Datierungsgrundlage für ‘Karl’ wird dann selbst eine einzelne Kreuzfibel heran gezogen (Ingolstadt oder Münster), wenn auch ansonsten nichts archäologisch zu finden ist.

Ob die mit „VAR“-Gegenstempel versehenen Münzen aus Kalkriese mit den Kreuzfibeln der Karls-Gläubigen oder den Stahl-Eisenankern von Illig zu vergleichen sind, überlasse ich den LeserInnen. Wer jedoch die Abergläubigkeit der Römer beachtet, dem fällt es schwer anzunehmen, dass in den Legionen des Germanicus Münzen des „Unglücksbringers“ Varus mitgeführt wurden.

Wenn das Archäologen-Ehepaar Wilbers-Rost Germanicus auf dem Schlachtfeld in Kalkriese sieht, dann bestätigt es damit nur den schon erwähnten Tacitus, denn dieser lässt wissen, dass Germanicus vom Quellgebiet der Ems aus sich zum Schlachtfeld begab. Wenn dieselben Archäologen Knochengruben mit menschlichen und tierischen Skelettresten ergraben, dann ist dies eine wissenschaftliche Unterfütterung der Hinweise bei Tacitus über den Besuch von Germanicus auf dem Schlachtfeld und seinen Befehl, die Reste römischer Legionäre zu bestatten. Germanicus wäre über den Römern bekannte Wege vom heutigen Bielefeld durch die Porta Westfalica (Weser) und am Nordhang des Wiehengebirges bis Kalkriese geritten. Der Weg von ungefähr 130 Kilometern kann per Pferd in drei bis vier Tagen (Hin- und Rückweg) bewältigt werden.

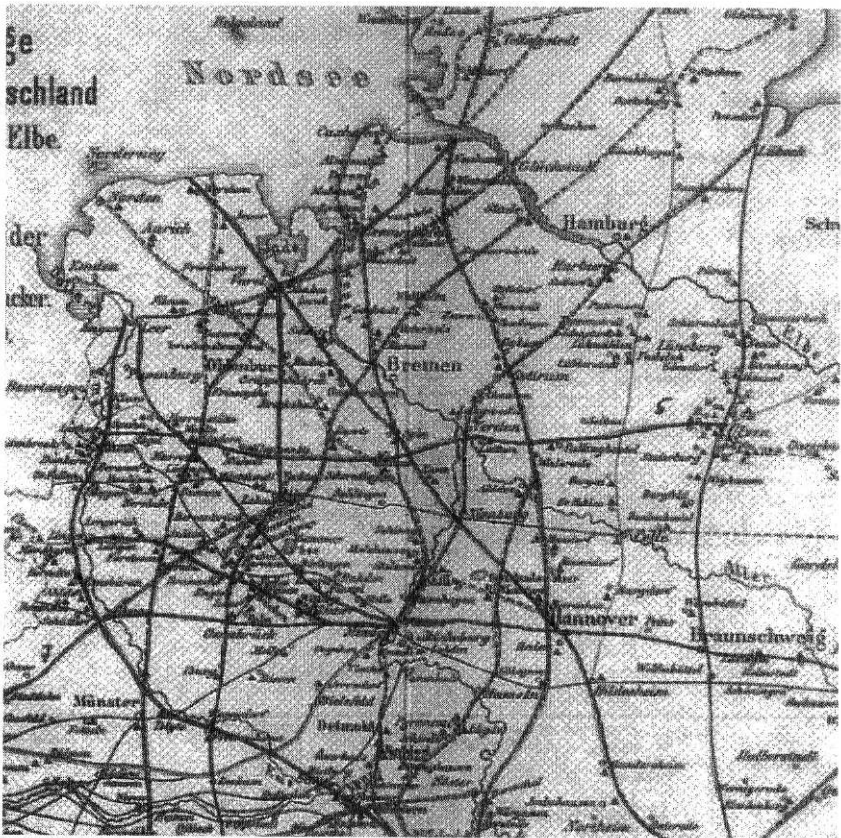
Tacitus verfasste seine Schriften in einer populär-wissenschaftlichen Art und verwob Fakten mit Erfundenem; sein Ziel war weniger wissenschaftliche Genauigkeit und Aufklärung über historische Ereignisse als Unterhaltung und Belehrung für den Leser. Deshalb wundert es mich, wenn im Falle „Kalkriese“ eine Vernachlässigung der Schriftquellen bemängelt wird, während beim „erfundenen Mittelalter“ das Festhalten an den „Schriftquellen“ im Gegensatz zu archäologischen Funden und Befunden auf Kritik stößt.

„Die Stadtgeschichte ist anders verlaufen als sie bisher vermutet wurde“, erklärte die Münsteraner Stadtarchäologin Dr. Dickers am Tag des offenen Denkmals 2015 in Münster. Dies kann man auch für die Ereignisse des Jahres +9 sagen, nur für die Örtlichkeit des Schlachtfeldes am Nordhang des Wiehengebirges mit wissenschaftlich fundierter Sicherheit nicht.

Zum römischen Marschlager Hemmingen/Wilkenburg:

„Bei Wilkenburg südlich von Hannover müssen kurz nach der Zeitenwende 20.000 römische Legionäre mit kriegsmäßigem Tross samt Hilfstrophen für einige Tage kampiert haben. [...]

Zwar sind die numismatischen Untersuchungen noch längst nicht abgeschlossen. Dennoch lassen sich aus den Münzen bereits einige wichtige Informationen ablesen. So ist ein halbes Kupfer-As eindeutig einer Serie zuzuweisen, die zwischen 15 und 10 v. Chr. in Nimes geschlagen worden ist. Ein Denar mit einer fliegenden Siegesgöttin wird auf die Jahre 19 bis 15 datiert. Fasziniert sind die Wissenschaftler aber vor allem von einer schlecht erhaltenen Kupfermünze, die durchaus aus einer Prägeserie aus



Die klare Ost-West-Linie von Braunschweig über Hannover nach Rheine ist die im Text erwähnte alte Handelsstraße [Schwade].

Lyon stammen könnte. Diese Münzen wurden kurz vor der Zeitenwende ausgegeben und fanden sich auch auf dem Schlachtfeld, das seit Ende der 1980er-Jahre in Kalkriese nördlich von Osnabrück ausgegraben wird“ [Seewald].

„Je weiter im Osten sich Marschlager befinden [...] desto unwahrscheinlicher wird Kalkriese als Ort der Varusschlacht“ [Otte, 613].

Findet sich in diesem Zitat von Otte nicht sehr viel eigenes Wunschenken, ein frommer Wunsch, mittels des Einsatzes einer selektiven Sicht auf Schriftquellen und die Vielzahl unterschiedlichster Funde in Kalkriese? Schon das römische Marschlager beim Kyffhäuser in Thüringen (Hachelbich im Kyffhäuserkreis), öffentlich bekannt geworden im Frühjahr 2014, war kein Argument gegen „Kalkriese“. Etwas nördlich vom römischen Marschlager Hemmingen/Wilkenburg führt ein alter Handelsweg (heute Trasse der B65/ alt) von der Elbe nach Westen über Minden, am Nordhang des Wiehengebirges zum Kalkrieser Berg und weiter zur Ems, ein realistischer Marschweg der Varuslegionen. Je weiter römische Marschlager im Osten gefunden werden, umso deutlicher wird Roms Wille zur Festigung seiner Macht zwischen Rhein und Elbe mittels archäologischer Arbeit bestätigt und fundiert. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

PS: Im Artikel von Stefan Burmeister findet sich sehr viel selbstkritisches und reflektierendes Denken, eine Haltung die man in Archäologie und Mediävistik in Sachen „erfundenes Mittelalter“ vergeblich sucht.

Literatur

- Burmeister, Stefan / Rottmann, Joseph (Hg. 2015): *Ich, Germanicus · Feldherr, Priester, Superstar*; anlässlich der Internationalen Sonderausstellung „Ich Germanicus! Feldherr Priester Superstar“ vom 20. Juni bis 1. November 2015 in Museum und Park Kalkriese; Theiss, Darmstadt
- Dickers, Aurelia (2015): Äußerung am 13. 09. 2015 zum Tag des offenen Denkmal, Grabungsgebiet: Jüdefelder Straße [mündliche Äußerung]
- LWL = Landschaftsverband Westfalen-Lippe: *Das besondere Thema · Auf den Spuren des Varus*“; Faltblatt
- Otte, Andreas (2015): Seltsame Töne aus Kalkriese · Während der Germanicus-Jahre ist manches anders; *Zeitensprünge* 27 (3) 607-614
- Schwade, Bernhard (2013): Vorgeschichtliche Handels- und Verkehrswege; <http://www.altwege.de/>
- Seewald, Berthold (2015): Römer in Germanien · Varus kam bis Hannover. Dann musste er sterben; *Die Welt*, 17. 10.

Werner Thiel, Greven

Verzerrte Spiegelung

Reflexionen zu den Anmerkungen Werner Thiels

Andreas Otte

Funde und Schriften

Welche Information können uns Bodenfunde liefern? Wenn sie existieren, dann ist ihre Interpretation oft schwierig. Gerne werden Literaturstellen für die Interpretation verwendet, leider nicht immer mit der gebotenen Vorsicht. Wenn sie fehlen, ist das auch eine Information, denn dann stehen oftmals Bauten und Funde im Widerspruch zu Urkunden und Schriften.

Was verraten uns die Kalkrieser Funde? Ein paar Leichen (zweistelliger Bereich), die nach einigen Jahren oberflächlich in mehreren Knochengruben zusammen mit Tierüberresten verscharrt wurden. Der Ort ist eine Engstelle zwischen dem großen Moor und den Ausläufern des Wiehengebirges. An dieser Stelle führte ein bekannter Handelsweg am Nordrand des Wiehengebirges entlang. Germanische Ansiedlungen finden sich nahebei. Reste eines Walls wurden gefunden, zudem zahllose kleinste Metallteile, einige größere römische Metallteile und Münzen. Römische Münzfunde waren und sind entlang des Handelsweges nicht unüblich. Die Funde haben, so die Aussage des Archäologen Stefan BURMEISTER, deutlich zivilen Charakter [Burmeister].

Dieses Szenario passt auf jedes beliebige kleine Scharmützel zwischen Germanen und Römern zwischen +7 (wenn wir dem VAR-Gegenstempel tatsächlich einen Bezug zu Varus zubilligen, sonst ist ein noch längerer Zeitraum möglich) und mindestens +16, bei dem auch zivile Gegenstände transportiert wurden. Hiervon kann es nahezu beliebig viele gegeben haben, keines davon wäre wirklich berichtenswert gewesen. Wie hoch ist also unter diesen Bedingungen die Wahrscheinlichkeit, dass es sich bei Kalkrieser ausgerechnet um den Ort der Varusschlacht handelt? Und das Argument: „Aber wir haben doch nichts anderes!“ zählt in dieser Hinsicht nicht.

Dass die ‘Kalkrieser’ in dieser prekären Situation auf Schriftquellen zurückgreifen, darf also nicht verwundern. Kritisiert wurde von mir, dass hierfür im Wesentlichen ausgerechnet mit *Cassius Dio* die Quelle verwendet wird, die im größten Abstand zum Geschehen steht, deren Autor sich noch dazu über den Fälschungscharakter seiner verwendeten Unterlagen beschwert. Wenn man schon Schriftquellen anschaut, warum dann nicht alle zum Thema? Warum werden solche Bewertungskriterien zur Authentizität nicht berücksichtigt? Und was hat das dann mit einer selektiven Sicht meinerseits auf die Schriftquellen zu tun?

Eine andere, ganz wesentliche Aussage der Burmeister-Beiträge (schriftlich und im Vortrag) ist, dass sich die Münzhorizonte von „Varus“ und „Germanicus“ nicht unterscheiden. Neues Geld gab es nicht, das ist der Stand aktuellen Wissens.

Kalkrieser Archäologen

Ich stimme völlig mit Werner THIEL überein, dass BURMEISTERS Beiträge in *Ich, Germanicus* selbstkritisches und reflektierendes Denken zeigen. Das bestätigten auch die gelungenen Vorträge im Januar 2016 zum Thema. Aufhorchen ließ z.B. ein Satz aus dem Vortrag, er würde sich wünschen, dass man sich tatsächlich im Detail mit den Funden von Kalkriese beschäftigt. Hat man das etwa bisher etwa nicht getan? Eine merkwürdige, zugleich stark ernüchternde Bemerkung.

Für mich stellte sich in meiner Bewertung der aktuellen Germanicus-Beiträge vor allem die Frage, ob man BURMEISTER wird gewähren lassen, wenn die Germanicus-Jahre erst vorbei sind. Darauf geht THIEL gar nicht ein.

Es sei an dieser Stelle an den Kalkrieser Archäologen Joachim HARNECKER erinnert, der 2004 schrieb:

„Wurden die Suchgrabungen mit viel Enthusiasmus begonnen, folgte die Ernüchterung bereits in der ersten Grabungskampagne [...] Insgesamt haben [...] die Suchgrabungen aus Varusschlacht-orientierter Sicht wenig zur Klärung der Ereignisse in augusteischer Zeit außerhalb des Oberesch beitragen können [...] Eine gezielte Suche nach Spuren der Kampfhandlungen hat sich als unmöglich erwiesen und eine so verstandene Schlachtfeld-Archäologie ist eine Fiktion [...] Der Oberesch [dort liegt der 400 Meter lange Wall; AO], der ja auch kein klassisches Schlachtfeld ist, stellt im Gesamtkomplex Kalkriese bislang einen Sonderfall dar, da hier Fundmaterial zumindest teilweise bei Kampfhandlungen in den Boden gelangt sein dürfte“ [Harnecker, 123].

Stefan BURMEISTER ist nicht der erste zweifelnde Archäologe mit einem realistischen Blick auf die Kalkrieser Funde und er wird sicher auch nicht der letzte sein.

Ganz anders 'unser' Schlachtfeldarchäologen-Ehepaar WILBERS-ROST. Da gibt es keinen Zweifel: Der Oberesch *ist* der Ort der Varusschlacht. Aber woher nimmt es diese Sicherheit? Die Kalkrieser Funde stellen den Bezug nicht her. Und *Tacitus* schreibt schließlich nicht, dass Germanicus das Varus-Schlachtfeld am Oberesch bzw. in Kalkriese betrat, er schreibt nur, dass er das Schlachtfeld betrat. Und nur darum geht es. Was ist daran nicht zu verstehen?

Neue Römerlager im Osten

Immer neue Marschlager-Funde im Osten verlegen auch die vorderste Front römischer Expansion immer weiter in diese Richtung; das Gebiet zwischen Ems und Weser wird so – schon aus logistischen Gründen – in den Status eines befriedeten Hinterlandes versetzt. Dass – bei immer neuen Römerlagern im Osten – ausgerechnet am fast westlichsten Ende dieses Bereiches die Varusschlacht stattgefunden haben soll, wird in der Tat immer unwahrscheinlicher und hat nichts mit Wunschdenken zu tun.

Spiegelung

Im Gegenteil: Frommes Wunschdenken findet sich seit vielen Jahren in Kalkriese, nämlich in der Behauptung der eindeutigen Identifikation des Oberesch mit dem Varusschlachtfeld. Beiträge wie von BURMEISTER sind da eine willkommene Abwechslung. Zweifel sind angebracht und geäußert, dass man ihn wird auf Dauer gewähren lassen.

Die größte Frage, neben all den Verwunderungen über THIELS Interpretation meines Beitrags, ist aber: Wo ist die Ähnlichkeit mit der Phantomzeit-Diskussion? Theodor MOMMSEN konstruierte seine These am Schreibtisch, während andere die Gegend tatsächlich bereisten, die Topologie selbst in Augenschein nahmen und hierbei auch logistische Probleme berücksichtigten. Eine Unterschlagungs-Theorie der Ergebnisse von MOMMSEN wirkt angesichts der Berichte über die Münzfunde von Barenau [Höfer 1885, 82-87] und das folgende Geschehen [Höfer 2009, III-XI] seltsam, ja absurd. Entsprechend ist mein Gesamteindruck zu Werner THIELS Anmerkungen.

Literatur

- Burmeister, Stefan (2016): 1. Die römischen Militäroperationen in Germanien 10-16 n.Chr., 2. Die Örtlichkeit der Varusschlacht; Vorträge gehalten am 14.1.2016 im Rahmen der AG *Altertum und Frühmittelalter* des *Historischen Verein für die Grafschaft Ravensberg*
- Harnecker, Joachim / Tolksdorf-Lienemann, Eva (2004): *Kalkriese 2, Sondierungen in der Kalkriese-Niewedder Senke*, Darmstadt
- Höfer, Paul (2009): *Die Varusschlacht. Ihr Verlauf und ihr Schauplatz*; Leipzig (1888)
- (1885): *Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 n. Chr.*; Bernburg, Leipzig
- Otte, Andreas (2015): Seltsame Töne aus Kalkriese · Während der Germanicus-Jahre ist manches anders; *Zeiten sprünge* 27 (3) 607-614
- Thiel, Werner (2016): Kalkriese – Varusschlacht ...; *Zeiten sprünge* 28 (1) 33-36
- Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Zu den Wurzeln der Chachapoyas

Ein kritischer Rückblick von Heribert Illig

Andreas Otte [2013] hat uns darüber informiert, dass es von Prof. Hans Giffhorn [2014] einen neuen, gut begründeten Ansatz gibt, eine präkolumbianische Kultur in Ecuador auf eine europäische Kultur, die eisenzeitliche Castro-Kultur zurückzuführen, die sich im -1. Jtsd. mit ihren Rundbauten in Galicien findet. Sie verschwindet erst im Lauf der Römerzeit, bis zum +4. Jh.; Ähnlichkeiten finden sich auch in Nordostspanien und auf den Balearen, hier insbesondere die spezifischen Steinschleudern.

Mit dieser These ist ihr Urheber in ein Wespennest getreten, dessen Existenz er nicht erwartet hatte, obwohl ihm der Wissenschaftsbetrieb nur allzu gut bekannt ist. In der aktuell erschienenen DVD [Giffhorn 2016] folgt den vier Filmteilen noch eine PDF-Datei u. a. mit im Film gesprochenen Begleittexten, hier in schriftlicher Form. Im 5. Kapitel geht es auf fast 30 Seiten um „*Die Geschichte des Forschungsprojekts und die Rolle der Fachwelt*“. Darin wird klar, dass die Lehrmeinung, es gäbe keine präkolumbischen Kontakte zwischen Chachapoya und Europa, nur den nächsten, gut belegten Fall von Wissens- und Wissenschaftszensur darstellt.

„Ob in den USA, Brasilien, Deutschland oder Peru: Alle Erfahrungen, die ich während der Recherchen zu unserer Hypothese mit der etablierten Fachwelt machen musste, hatten eines gemeinsam: Fachautoritäten setzten unwissenschaftliche Methoden ein, um Forschungen, deren Ergebnisse die von ihnen vertretenen Lehrmeinungen in Frage stellen könnten, zu verhindern“. [...]

Institutionen in Politik und Wirtschaft sind zumindest gelegentlich der Kontrolle durch kritischen investigativen Journalismus ausgesetzt.

Eine solche Kontrolle von Machtmissbrauch findet im Wissenschaftsbetrieb praktisch nicht statt. Der Grund: Außenstehenden fehlt in der Regel die Kompetenz, dort Machtmissbrauch nachzuweisen. Dazu sind gewöhnlich nur einige Insider des Wissenschaftsbetriebs qualifiziert. Aber die können sich keine kritischen Fragen erlauben, wenn sie ihre Existenzgrundlagen nicht gefährden wollen. [...]

Natürlich werden auch dort [im Bereich der empirischen Naturwissenschaften] im Wettstreit um Prestige und Forschungsgelder unsaubere Mittel eingesetzt, z.B. das Verfälschen von Untersuchungsergebnissen. Doch manchmal sorgen Kollegen dafür, dass solche Betrugsfälle auffliegen.

Aber ich habe noch nie von irgendwelchen Kontrollmechanismen gehört, die z.B. archäologische Fachautoritäten zwingen, öffentlich einzugeste-

hen, dass ihre veröffentlichten Behauptungen unzutreffend sind“ [Giffhorn 99 f.]

Darauf folgt eine ganze Reihe von Beobachtungen, die uns seltsam vertraut vorkommen. Etwa:

„Naturwissenschaftler zeigten sich zumeist aufgeschlossen und neugierig und halfen gern bei der Überprüfung meiner Vermutungen.

Die Archäologen reagierten anders: Auch sie waren gewöhnlich zunächst hilfsbereit. Doch sowie sie erfuhren, um welche Hypothesen es ging, hörte das schlagartig auf. So musste ich meist »verdeckt ermitteln«, um an Informationen zum jeweiligen Forschungsstand zu gelangen.

Einige Archäologen waren jedoch auch danach freundlich und sagten mir z.B., dass sie auch schon solche Ideen hatten. Doch ich sollte sie bitte um keinen Preis damit zitieren.“ [ebd. 103].

So waren nur drei Spezialisten bereit, mit Namensnennung vor Giffhorns Kamera zu treten. Allzu gefährlich erschien es den meisten, auch nur im Konnex mit einer missliebigen These aufzutreten. Und das zu Recht. Prompt bekam Prof. Michael Schulz Ärger mit den nordamerikanischen Koryphäen des Faches; Fachleuten in Peru wurde nahegelegt, den Kontakt mit Giffhorn abzubrechen [ebd. 101], aber auch Naturwissenschaftler mauerten, wenn es um die Essenz ging. So stellt sich die Publikation gewisser DNA-Analysen unheimlich schwierig dar [ebd. 105 f.].

„Die Fachveröffentlichungen behaupten bis heute unisono, dass die Chachapoya-Kultur im 8. - 10. Jh. n. Chr. entstand – viel zu spät, um durch eine antike Einwanderung erklärt werden zu können. Doch diese Datierung passt gut zu den Theorien einflussreicher Archäologen, die z.B. den Ursprung der Kultur in den Hochanden behaupten und als Indiz das plötzliche Auftauchen von Lehmsarkophagen etwa im 10. Jh. n. Chr. anführen“ [ebd. 103].

Doch mindestens zwei Archäologen haben Datierungen für die Chachapoya-Kultur ermittelt, die auf das +1. Jh. verweisen. Aber das eine Datum steht nur in der unveröffentlichten Magisterarbeit von Prof. Warren Church, das andere wird in der Dissertation von Prof. Inge Schjellerup auf Keramik beschränkt [ebd. 102]. Es empfahl sich für beide damals jungen Wissenschaftler nicht, den Primus herauszufordern. Denn es gibt einen peruanischen 'Platzhirsch' – Prof. Federico Kauffmann Doig – mit eigener Theorie:

„Die großartige rein peruanische Chachapoya-Kultur ist dadurch entstanden, dass Menschen anderer großartiger peruanischer Hochkulturen aufgrund von Überbevölkerung in den Hochanden etwa um 900 n. Chr. die zuvor weitgehend unbewohnten Bergwälder am Nordostabhang der Anden kolonisierten“ [ebd. 103].

Die Verteidigung dieses Dogmas führt zu unappetitlichen Konsequenzen:

- Der 'Platzhirsch' hüllt sich – wie auch auf anderen Forschungsgebieten – in den Mythos der Unfehlbarkeit [Giffhorn 2016, 107].
- Der Vertreter einer neuen These wird dem Gelächter preisgegeben: von „Märchenerzähler“ bis zu „Dilettant“ [ebd. 115].
- Rassismuskorrekturen zum Schutz des Dogmas: Die Dogma-Übertretung dokumentiere die 'Überlegenheit der weißen Rasse' [ebd. 109].
- In der Konsequenz das Abdrängen in die rechte Ecke [ebd. 113].
- Faktenverfälschung zur Rettung des Dogmas: das Entstellen von historischen Zitaten in der Fachliteratur [ebd. 111].
- Ignoranz auch dahingehend, dass die neue Hypothese nicht auf Wahrheitsgehalt und Leistungsfähigkeit getestet wird [ebd. 96, 112].
- Betonung des auch so objektiven Peer-review-Systems, mit dem die Mainstream-Wahrheit konsequent durchgedrückt werden kann [ebd. 114; s. dazu auch Otte 2015, 498].
- *Wikipedia* als selbsternannte Sachwalterin der Mainstream-Wahrheit: Vorab-Fehlinformationen, entstellte Darstellungen, Streichungen oder Ignorieren. *Wikipedia*-Autoren handeln jeweils in Abstimmung mit bis zu 20 Fachautoritäten [Giffhorn 2016, 113, 114, 116]. Würde die Enzyklopädie gedruckt, wäre m. E. der Ausdruck „Lügenpresse“ gerechtfertigt.
- Ganz ähnlich die Reaktionen der sog. „Skeptiker“ (hierzulande auch GWUP): Sie entwickeln nur gegenüber Dogma-konträren Meinungen ihre Skepsis, sind also ebenfalls blinde Mainstream-Unterstützer [ebd. 116].

Das alles ist von Giffhorn persönlich durchlitten, zugleich gut beobachtet und klar niedergeschrieben worden.

„Aber das ganze Theater und die ungeheure Verschwendung von Steuergeldern für Forschung, die keine Irrtümer korrigieren darf! Und das nur, weil einige wenige Fachpäpste befürchten müssen, dass sie ihr Ansehen verlieren, wenn sie zugeben, dass auch sie mal falsch liegen können! Solange Autoritätshörigkeit eine so große Rolle im Wissenschaftsbetrieb und in der Gesellschaft spielt, wird es auch Fachpäpsten schwer gemacht, Fehler zuzugeben. Sie sind nicht viel unabhängiger als ihre Untergebenen“ [ebd. 115].

Das Dogma der ausgeschlossenen Trans-Atlantik-Beziehungen sieht Giffhorn im 19. Jh. entstanden, im Zeitalter von Imperialismus und Kolonialismus:

„Zu der Zeit und noch lange danach wollten sich viele Europäer als Krönung einer Aufwärtsentwicklung von der Antike bis zur damaligen Gegenwart sehen. Damit ließen sich auch Kolonialismus und Ausbeutung anderer Völker wunderbar legitimieren, und die davon profitierenden Personen in Politik und Wirtschaft mussten daran interessiert sein, dass an der Ideo-

logie von der „Aufwärtsentwicklung“ und der grundsätzlichen Überlegenheit der weißen Rasse nicht gerüttelt wurde. Aber genau das taten Theorien, die antike Atlantiküberquerungen vermuteten: Schließlich war es der europäischen Zivilisation erst 1492 mit Kolumbus gelungen, Südamerika zu erreichen. Und das sollen andere schon mehr als eineinhalb Jahrtausende zuvor gekonnt haben – und dann womöglich noch Nordafrikaner? Das durfte nicht sein! [...]

So gäbe es eine Erklärung für die bis heute ungebrochene Wirksamkeit des Dogmas: die Kombination von rassistischen und eurozentristischen Ideologien des 19. Jhs. und von Bemühungen, Machtstrukturen und Privilegien im Wissenschaftsbetrieb zu erhalten – und das seit über 150 Jahren“ [ebd. 108].

Hier möchte ich einen mir wesentlichen Gedanken anfügen: den Isolationismus. In der Politik gibt es seit dem 19. Jh. die Monroe-Doktrin, die eine Selbstbeschränkung der USA auf den amerikanischen Kontinent verlangt, aber umgekehrt keine Einflussnahme von außen nach Amerika duldet. Im Bereich der Wissenschaft gibt es etwas ganz Ähnliches, z.B. von dem verstorbenen Horst Friedrich (s. S. 4) so formuliert:

„**Isolationismus** ist die Bezeichnung für ein anthropologisches und ethnologisches sowie archäologisches de facto-Paradigma, dessen Anhänger [...] voraussetzen, »dass die alten Hochkulturen sich jeweils isoliert, ohne Kontakt und Wechselwirkung miteinander, entwickelt hätten. Insbesondere wird die Möglichkeit transozeanischer und interkontinentaler »Transfusionen« geleugnet.“ [Friedrich]

Gerade amerikanische Forscher aus praktisch allen Ländern des Doppelkontinents verweigern sich der naheliegenden, wiederholt experimentell bestätigten und durch Funde bestätigten These, es habe auch vor 1492, vor Kolumbus und den Spaniern, kulturelle Einflüsse ‘von außen’ gegeben [vgl. auch Otte 2013b]. Allenfalls die ältestmögliche Einwanderung über die trocken gefallene Beringstraße wird zugestanden – ausgerechnet die unplausibelste Annahme. Wenn aber – als nur eines von zahllosen Beispielen [vgl. Illig 2013] – ein Forscher wie Alexander von Wuthenau meso-amerikanische Tonplastiken sammelt, die typische Physiognomien auch von Nordeuropäern, Chinesen und Negroiden zeigen, dann können zwar seine Bücher erscheinen, aber seine Ideen werden ignoriert. Selbst Thor Heyerdahl, der anfangs keinen Kulturexport *nach*, sondern *von* Südamerika zu Osterinsel und Marquesas vertrat, erlitt nicht nur hier Schiffbruch durch die Wissenschaft.

Vorhin war von Fachpäpsten die Rede. Nachdem es hier um eine im Grunde kirchliche oder sektiererische Haltung geht – die Bezeichnung ist nur eine Frage der relativen Größe –, gibt es auf dem Gebiet auch eine ständig wachsende Zahl von ‘Märtyrern’, deren Nachweise trotz hoher Qualität ein-

fach ignoriert und sie selbst verfolgt werden. Solange es nicht gelingt, Fuß- oder Radspuren im Ozean nachzuweisen, solange wird es wohl auch so bleiben. Welch' Armutszeugnis für die Wissenschaften!

Meine persönliche Sicht

Die Liste der Konsequenzen einer unreflektierten Dogma-Verteidigung (s. S. 42) wirkt sich nicht nur auf Giffhorn aus, sondern z.B. auch auf mich – mit einer Ausnahme: das Verfälschen historischer Texte zur Rettung des Dogmas ist mir noch nicht begegnet. Aber das sind keine 'Privilegien' für Giffhorn oder mich: Wer sich dem Mainstream bei heiklen Fragen entgegenstellt, wird rüde behandelt, auch wenn er einen akademischen Titel trägt. Wer keinen hart erarbeiteten Platz in der Hierarchie des jeweiligen Fachgebietes hat, wird für seine Meinungsäußerung zum Teil überhart angegangen. Um das zu demonstrieren, habe ich oben nicht nur auf Thor Heyerdahl verwiesen, sondern hier im Heft (s. S. 25 f.) auch auf den Geologen Prof. Hans Georg Wunderlich, der eigene Gedanken zur minoischen Kultur veröffentlicht hat und deshalb vor 40 Jahren derb kritisiert worden ist.

Natürlich sehe ich transozeanische Beeinflussungen bei amerikanischen Kulturen: Unter Berücksichtigung von falschem Gewölbe, fehlendem Eisen und Rad plädierte ich [1990] für Kontakte vom Mittelmeer nach Meso-Amerika ab -600. Giffhorn zeigt, dass Peru davon nicht auszunehmen ist.

Literatur

Friedrich = <http://atlantisforschung.de/index.php?title=Isolationismus>

Giffhorn, Hans (2016): *Keltische Krieger im antiken Peru · Die Rätsel der Chachapoya* [DVD, 190 min]; SPIEGEL TV, Hamburg

- (2014): *Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Karthager, Kelten und das Rätsel der Chachapoya*; Beck, München (2013)

Illig, Heribert (2013): Die Entdeckungen Amerikas zwischen Legenden und Fakten. Eine Sichtung zum Diffusionismus; *Zeitensprünge* 25 (3) 583-598

- (2008): Amerika, China und der Rest der Welt? Gavin Menzies und Alexander v. Wuthenau; *Zeitensprünge* 20 (2) 459-473

- (1990): Transatlantische Kulturkontakte erst nach -600; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (1) 12-24

Otte, Andreas (2013a): Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Hans Giffhorns Buch über das Chachapoya-Rätsel; *Zeitensprünge* 25 (3) 567-582

- (2013b): Driftstudien und Nikotinkonzentrationen. Dissertation von Dominique Görlitz; *Zeitensprünge* 25 (3) 599-611

- (2015): Electric Universe 2015 – Path of Discovery · Ein Konferenzbericht; *Zeitensprünge* 27 (3) 491-500

Wuthenau, Alexander v. (1965): *Altamerikanische Tonplastik · Das Menschenbild der Neuen Welt*; Holle, Baden-Baden

Die Baiern und die Hunnen

Georg Dattenböck

Die Beiträge [ZS 2/2015] von Volker Friedrich „Das Rätsel um die Baiuvaren“ und von Heribert Illig „Genese der Baiern“ möchte ich nachfolgend ergänzen. Ich schrieb bereits dreimal zum Thema [2006a; 2007; 2013].

Vorweg sei angemerkt, dass eine wissenschaftlich befriedigende Antwort über die bairische Ethnogenese erst durch einen umfassenden Gen-Test im gesamten altbairischen Sprachraum gefunden wird. Einen lokal auf Oberösterreich begrenzten Gen-Test gab es im Jahre 2007 im Rahmen der Ausstellung *Entstehung des Lebens* im Linzer Schlossmuseum. Bei 48 Prozent der Teilnehmer wurde die Haplogruppe H festgestellt, und diese Gruppe kam aus dem vandalischen Schlesien, wie die Karte vom den Gentest auswertenden Biologiezentrum in Linz dokumentiert (s. S. 47).

Es kann angenommen werden, dass diese 48 % bei einem allfälligen Gen-Test im gesamten altbairischen Gebiet, wohl mit gewissen lokalen Abweichungen, generell bestätigt würden. Wissenschaftlich unbestritten ist, dass die Vandalen bis in die Karpaten und an die Theiß in Dacien zogen [Ausstell.kat. 2003; 2009]. In Nordrumänien findet man ein „Baia Mare“ im Kreis Maramures, es ist jedoch ungewiss, ob dieses „Baia“ einen namengebenden Einfluss hatte. Der Name der Baiern ist nach Ansicht des Verfassers wohl auf die Ostgoten/Theoderich und das germanische „Bai“ = Bucht zurückzuführen: gemeint ist die Landbucht von Salzburg, erster bairischer Hauptort neben Regensburg, wo die „varii“ in großer Zahl, neben den in beträchtlicher Anzahl verbliebenen Romanen, siedelten und die strategisch entscheidende Straße durch die Alpen, den „Rennweg“ nach Ravenna, fest in der Hand hielten. Neben den gotisch sprechenden Vandalen, Rugiern, Herulern und Skiren wird die rund 60-jährige Herrschaft der Ostgoten über Noricum und Rätien nach dem Zusammenbruch Westroms die Aufnahme vieler Gotizismen, auch von gotischen Ortsnamen, in die entstehende Mundart befördert haben, ebenso die Übernahme des westgotischen Rechtes in das bairische im 6. Jh. [Dattenböck 2006, 114 ff.].

Ausgehend von der Karte des Gen-Tests zogen von Schlesien die silingischen Vandalen über das Riesengebirge nach Südböhmen, wie ebenfalls die um das Jahr 430 erstellte spätrömische Karte *Tabula Peutingeriana* zeigt: Man erkennt, dass in Südböhmen, unterhalb der Markomannen und vor der Donau, die „Vanduli“ genannt sind. Der Verfasser erinnert sich gut an die weiche, etwas singende Mundart der vertriebenen Böhmerwäldler, die auch markant den Schlesiern zu eigen war. Diese römische Karte stellt um diese

Zeit, aus Sicht der römischen Staatsführung, den politisch gewünschten „heilen römischen Staat“ mit intakten Reichsgrenzen dar. Realität war jedoch, dass ab 400 die römischen Legionslager an der Donau von den römischen Soldaten verlassen wurden (z.B. Regensburg, Lorch) und nur mehr die germanischen Föderaten inner- und außerhalb der Lager siedelten (Friedenhain, Lorch etc.). Vandalen, Ostgoten, Rugier, Alamannen und andere Gentes hatten de facto in den Provinzen Rätien und Noricum, unter formeller Hoheit des römischen Staates, das Sagen – siehe dazu die Vita des hl. Severin [Dattenböck 2014, 177 ff.].

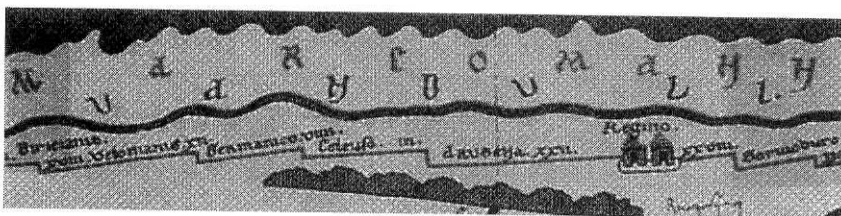
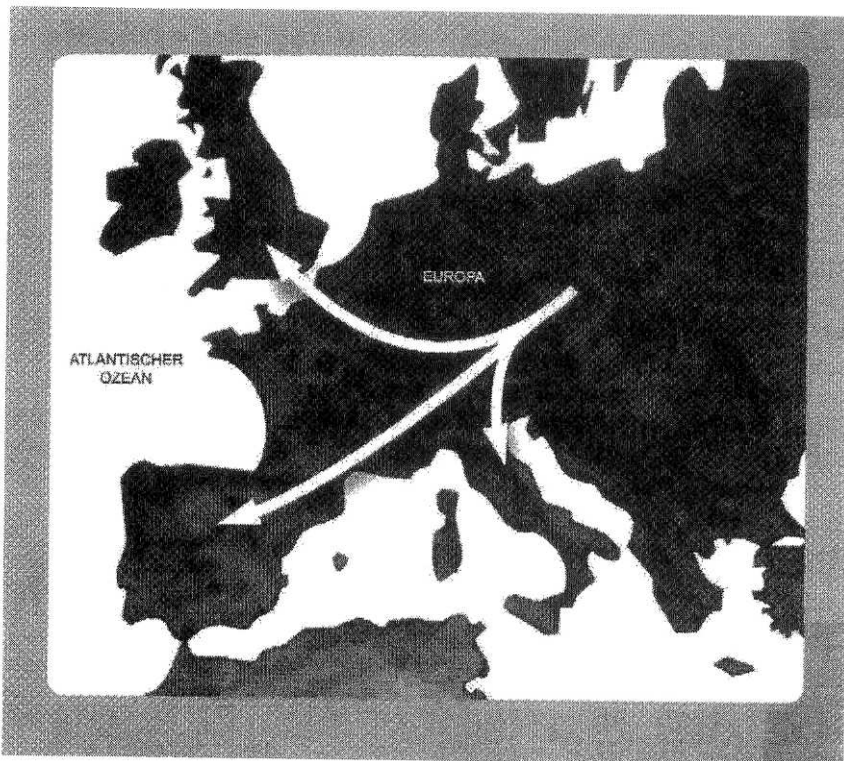
Die von Illig thematisierte Keramik von Přešt'ovice in Südböhmen und Friedenhain bei Straubing gewinnt mit den „Vanduli“ in Südböhmen ein neues Gewicht. Beides ist richtig: einerseits der Zuzug aus Südböhmen und andererseits der Zuzug die Donau aufwärts von ostvandalischen Hasdingen im Verband mit Sueben und Alanen aus Pannonien. Der Versuch des vandalischen Stammesverbandes nach Norditalien einzudringen, wurde vom römischen Heermeister Stilicho (Mutter: Römerin, Vater: Vandale), mit letzter Kraftanstrengung verhindert; er schloss mit Herzog Godegisel einen Vertrag, worin sie zu Föderaten Roms erklärt und „beiderseits des Inns“ angesiedelt wurden. Die von Illig zitierte Ansicht Faußners von den „generalstabsmäßigen Ansiedlungen“ der ersten „Bajuwaren“ ist richtig.

Der oberösterreichische Historiker Josef Reitinger [Ausstell.kat. 1982, 337 f.] bestätigte diesen historischen Vorgang:

„Einer der quellenmäßig überlieferten Germanenzüge ist der Zug der Vandalen und Sweben, denen sich auch die Alanen angeschlossen haben. Er fand 401 n. Chr. statt. Der Zug wird auf den alten Römerstraßen entlang der Donau nach Westen geführt haben. Das Vordringen der Hunnen in die Ungarische Tiefebene wird die Vandalen wohl veranlaßt haben, ihre neugefundenen pannonischen Wohnsitze wieder aufzugeben und nach Westen abzuziehen“.

Wir erfahren hier von ersten, nicht friedlichen Kontakten, von der Flucht der „ersten Baiern“ vor den Hunnen. Im Legionslager Lauriacum waren als römische Söldner die „Lanziarii Lauriacenses“, alanische Lanzenreiter, im Rahmen der 2. Italischen Legion stationiert. Als ihre alanischen Vettern mit dem ‘wilden Heer’ und mit den Drachen- und Greifsymbolen auf ihren Standarten auftauchten, öffneten die Lanzenreiter kampfflos die Tore Lauriacums.

Unter Herzog Godegisel zog wegen Hungersnot die Hälfte des Vandalenstammes um 406 fort, wie Prokop [*Vandalenkrieg*, 40] im 6. Jh. berichtete: „Als sie vor langer Zeit infolge einer Hungersnot ihre Heimat verließen, blieb ein Teil von ihnen zurück“. Jene Glosse aus St. Gallen, die Ernst Klebel [75 ff.] zitiert, verweist darauf: „Die Vandalen, die als Volk in der Vergangenheit nach Afrika zogen, sind die Baiern“.



Haplo-Gruppe H: ihre Verbreitung über Europa (My personal DNA-History, Migrationskarte [Biologiezentrum Linz])

Tabula Peutingeriana: die „Vanduli“ am nördlichen, orographisch linken Donauufer (darüber die Marcomanni)

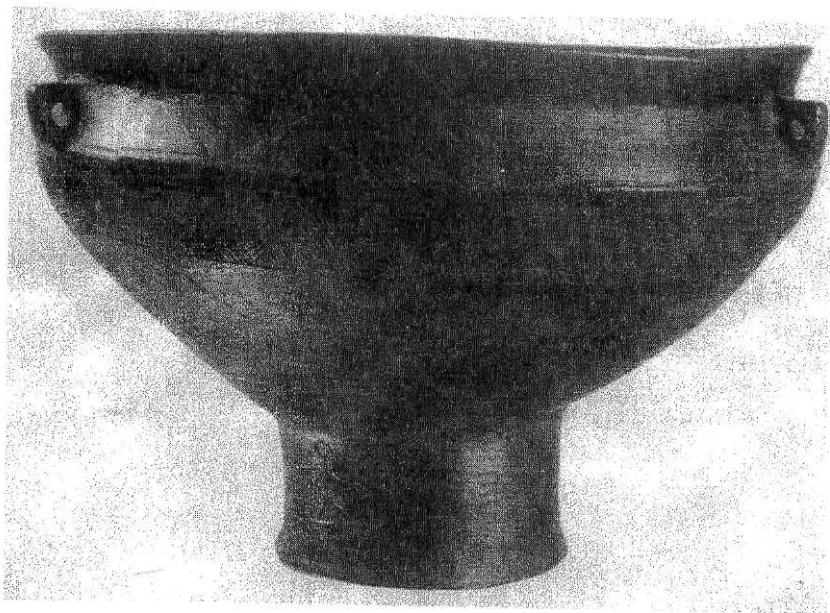
Diese Hiergebliebenen unterstellten sich Stilicho bzw. der röm. Oberhoheit und bewachten als germanische Föderaten unter eigenen Offizieren die Reichsgrenze an der Donau im Verbund mit anderen (Heruler, Skiren, Thüringer, Rugier, Alamannen und wohl auch hunnische Söldner) bis zum Ende des Reiches 476.

Als Attila 451 nach Gallien und anschließend, nach verlorener Schlacht, mit dem Rest seiner Krieger nach Pannonien zurückzog, wurden diese Verbände von „spätromischer Miliz“, den oben erwähnten Söldnern, bei der Überquerung des Inns angegriffen und geschlagen („Hunnenschlagerfeld“ in Forchtenau bei Reichersberg/Inn, sofern nicht aus „Hundtsschlag“ abgeleitet [Handel-Manzetti, 22]). Ich gehe nicht davon aus, dass eine große Zahl von Hunnen im entstehenden Baiernstamm verblieb, denn die historischen und aktuellen Erfahrungen der ersten Baiern trugen wohl kaum dazu bei, Hunnen in großer Zahl in den Stamm zu integrieren. Die von Friedrich in seinem Vortragsbericht genannten Schädel hunnischer Herkunft fallen zahlenmäßig kaum ins Gewicht. Etwas anders sieht es in Frankreich aus, wo der „Mongolenfleck“ bei einer größeren Zahl der Bewohner zu finden ist und auf einen genetischen ‘Fingerabdruck’ der Hunnen hinweist.

Neben den archäologisch-historischen Quellen gibt es eine zweite Schiene, „die alten maeren“. Diese zuerst mündliche Überlieferung erzählt, „wie der Wiener Germanist Höfler nachgewiesen hat, Geschichte die nicht erfunden ist. [...] Bei Sagen gilt: Personen- und Ortsnamen sind meist historisch, die Handlungen dagegen verwirrt.“ [Volk]

Diese Aussage Höflers gewann besonderes Gewicht durch das 2011 auf Deutsch erschienene Buch des Forschers Kai Ehlers: *Attil und Krimkilte*. Ehlers entdeckte das Epos 1992 in den Truhen des tschuwaschischen Nationaldichters Mischi Juchma. (Die Tschuwaschen leben als Turkvolk heute in der Russischen Föderation.) Es öffnet einen bisher unbekanntem Zugang zum Sagenkreis der Nibelungen und neue Erkenntnisse zu verschütteten Zusammenhängen der Geschichte. Werner Keinhorst [2012] urteilte über den Fund:

„Fragt man nach Alter und Authentizität des Epos, in dem Attil in der Hochzeitsnacht mit Krimkilte ermordet wird, aber offen bleibt, von wem, fragt man sich unwillkürlich, ob vielleicht die Epenteile, die besonders auf die Nibelungen verweisen, erst im 19. Jh. aus Deutschland oder von den Wolga-Deutschen in eine schon bestehende Sage hineingenommen worden sein könnten. Dem aber steht entgegen, daß in der entscheidenden Geschichtsquelle, der Gotengeschichte des Jordanes (6. Jh.), Attila nicht ermordet wird und niemand vom dort überlieferten Frauennamen Ildico auf Krimkilte käme. Der Name Kriemhild deutet auf das Nibelungenlied, in dem Etzel aber seine Frau überlebt. Nur im Norden wird Atli von seiner Frau ermordet, die dort aber Gudrun heißt. Der Zusammenhang muß aber



Vandalische Töpferei der schlesischen Przerworsk-Kultur [vernissage 9/03], möglicherweise verwandt mit der südböhmisch-bairischen Prestovice-Friedenhain-Töpferei. „Hercule sive Sicambria“ am orographisch rechten, westlichen Donau-Ufer in Pannonien [alfahir.hu ↪ sicambria]

deutlich vielschichtiger sein. Dennoch bleibt natürlich die Frage, ob das gleich bedeuten muß, daß die Tschuwaschensage auf die Hunnen zurückgeht, natürlich nicht in der Form, sondern dem Inhalt nach. Eine Lösung dieses Problems kann nur sinnvoll versucht werden, wenn die Dichtung Attila Krimkilte in den Zusammenhang aller bekannten Fassungen von Attila gestellt wird. Die waren den um 1900 überwiegend noch analphabetischen Tschuwaschen sicher alle unbekannt.“

Ich sehe einen unbedingten inhaltlichen Zusammenhang des tschuwaschischen Epos mit der bairischen Hunnensage. Von den Baiern übernahmen die Ungarn, die sich als Nachfolger der Hunnen sahen (ebenfalls deutscher Einfluss des 10. Jh.), die Hunnensage, wie ich folgend darlegen werde.

Nachdem, wie oben bereits bemerkt, die Ostvandalen (Hasdingen/Harier, die Harlungen der Sage) unliebsame Zusammenstöße mit den Hunnen an den Flüssen Dnjestr (= Agalungus in der Karte *Tabula Peutingeriana*) und Theiß hatten und sich nur durch fluchtartiges Absetzen nach Westpannonien und anschließend nach Noricum/Rätien in Sicherheit bringen konnten, hatten diese „ersten Baiern“ ihre dramatischen Erlebnisse mit Sicherheit in mündlicher Tradition weitergegeben, und erste Aufzeichnungen wurden wohl im 10./11. Jh. in langobardischen und bairischen Klosterschreibstuben getätigt.

Ein Vorläufer der Nibelungenhandschrift „B“ könnte von der bairisch-„burgundischen“ Herzogstochter Gisela, Ungarnkönigin und am Ende ihres Lebens Äbtissin von Kloster Niedernburg in Passau (985–1060), verfasst worden sein. Noch heute ist Giselas mit Blumen geschmücktes Hochgrab im Kloster das Ziel ungarischer Pilgergruppen. Die Eingangsiniale von Hs B zeigt eine Frau, gekleidet in leuchtendem Rot (Purpurrot war Königen vorbehalten). Die linke Hand zeigt die Geste des Redeanfanges, der Daumen und Zeigefinger bilden einen Kreis, die rechte Hand stützt sich auf den Querbalken des Buchstabens E, welcher die erste Strophe des ersten Abenteuers einleitet. Diese Initiale wurde wohl von einem Angehörigen der Paduaner Malerschule gestaltet, der den deutschen Text nicht lesen konnte, was aus seinem Fehler in der 7. Aventure hervorgeht, wo er anstelle des „I“ ein „S“ malte.

Emmerich Schaffran [1962, 267] bemerkte, dass sich der Herrschaftsbereich der Hunnen „durch 50 Jahre, bis zum Tod Attilas 453, im relativ engen Raum zwischen der mittleren Theiß und der Donau bei Baja konzentrierte“. Friedrich verwies in seinem Beitrag ebenfalls auf diese Region. Genau aus dieser Region stammten auch die „fränkischen“ Sicambren, die spätere Merowingersippe, wohl stark vermischt mit Hunnen. Die germanisch-hunnische Tradition aus Pannonien kam mit den Sicambren auch auf die Franken, die im 6. Jh. den Baiernherzog Tassilo, verheiratet mit der Langobardin Liutpirc (siehe Tassilo-Kelch im oberösterreichischen Kloster Kremsmünster), unterwarfen und in Klosterhaft steckten.

Die von Friedrich gezeigte Karte hunnischer Turmschädel in Thüringen lassen den Marschweg der Sicambren in den Westen erkennen. Bemerkenswert im Kontext ist auch, dass in der Mitte Böhmens Turmschädel eingezeichnet sind und sich hier das Zentrum der späteren Czechen bildete.

Im nordischen *Alten Atlilied* erging von Atli an die Burgunder ein Angebot, ihnen Waffen zu übergeben. Dieses Angebot lehnte König Gunnar mit dem Hinweis auf ihre Zugehörigkeit zum „kjar, zum römischen Kaiser (>Caesar<)“ ab, wie Roswitha Wisniewski schrieb [1990, 15]. Weiter bemerkte sie, dass der Dichter des Nibelungenliedes „vermutlich einer anderen Quelle folgte als für den ersten Teil des Epos“ und verwies auf die *Gesta Hungarorum* des Simon Keza [ebd. 11]. Dieser bezog jedoch sein historisches Wissen aus Baiern, denn die Ungarn begannen erst ab der bairisch-„burgundischen“ Herzogstochter und ungarischen Königin Gisela, die aus Deutschland Tausende Fachkräfte für den Bergbau, für das Heer und die Verwaltung mit ins Land brachte, eine eigene christliche und staatliche Struktur anzunehmen.

In Kezas Chronik wird von einem Kampf zwischen Hunnen und Germanen berichtet, der in Pannonien nach dem Tod König Attilas, 453, tobte.

„Als sein Tod bekannt geworden war, erstarrte der Erdkreis. Die Feinde zögerten, teils trauernd, teils frohlockend, denn sie fürchteten die vielen Söhne Ethelas [Etzels], die das Volk gleichsam kaum noch zählen konnte. Sie glaubten nämlich, daß einer der Söhne nach ihm an die Herrschaft gelangen werde. Aber durch List Dietrichs v. Verona [Ricimer] und der alamannischen Fürsten, mit denen König Ethela auf einem Hügel residiert hatte, wurde die Gemeinschaft der Hunnen zersplittert, so nämlich, daß die einen Chaba, den Sohn König Ethelas von der Tochter des Griechenkaisers, nach Ethelas Tod einzusetzen trachteten, die anderen aber den Aladarius, den Sohn Ethelas von der Germanenfürstin Cremild. Da aber der größere Teil Chaba, die ausländische (nicht-hunnische) Partei jedoch dem Aladarius anhing, begannen beide zu herrschen. Doch der Schlaueit Dietrichs, der den Aladarius begünstigte, gelang es, einen Krieg zwischen beiden heraufzubeschwören. In der ersten Schlacht unterlag Aladarius; in der zweiten aber, die bei Sicambria fünfzehn Tage lang ununterbrochen tobte, wurde das Heer Chabas vernichtend geschlagen, so daß nur wenige Söhne Ethelas und Hunnen überlebten. Das nämlich ist der Kampf, den die Hunnen *Crumhelt-Schlacht* nannten und der bis heute noch so genannt wird. [...] 3000 Hunnen konnten sich aus der Crimhild-Schlacht durch heillose Flucht retten. Sie blieben aus Furcht vor den westlichen [germ.] Stämmen in der Ebene von Chigle bis Arpad“ [Wisniewski, 11 f.].

Wisniewski [12] bemerkte, dass

„die von Keza berichtete Fassung der Sage vom Kampf zwischen Hunnen und Germanen sehr weit abweicht von dem, was normalerweise als Nibe-

lungensage bezeichnet wird. Nur Kriemhild, Etzel, beider Sohn Aladarius und eben Dietrich begegnen aus dem Personal der Nibelungensage. Weder die Namen der königlichen Brüder noch der Volksname Burgunder oder der Name Nibelungen begegnen. Von den germanischen Gegnern der Hunnen werden nur die Alamannen namentlich genannt. Unklar bleibt, aus welchem germanischen Stamm Crimild kommt. Wichtig aber ist, dass in der Thidrekssaga der Sohn Attilas und Grimhilds den Namen Aldrian trägt, eine mit Aladarius, dem bei Keza auftauchenden Namen, offensichtlich verwandte Namensform. Keza und die Thidrekssaga folgen also vermutlich einer alten, vor das Nibelungenlied zurückreichenden Tradition. Kezas Quelle muß noch historischer Überlieferung nahestehen, weil Attilas Tod noch nicht mit einer Rachefabel verknüpft ist. [...] Eindeutig ist der ungarische Donauraum als Ort der Crimild-Schlacht erkennbar, und Germanen lebten offenbar mit den Hunnen zusammen, bis sie sich nach Attilas Tod befreien können und ein Halb-Germane dank Dietrichs List die Herrschaft übernimmt.“

Der Verfasser des Nibelungenliedes wird bei seinen Aufenthalten in Gran die Quellen kennengelernt haben, aus denen auch der Priester am ungarischen Königshof, Simon Keza, schöpfen konnte. Lutz Mackensen [97] bemerkte:

„Die lat. Literatur der Ungarn stand dem Nibelungendichter ohnehin nahe zur Hand. So kann er sehr wohl die Quellen gekannt haben, aus denen der erste uns bekannte Geschichtsschreiber der Magyaren, Simon Keza, ungarischer Hofpriester vom Ende des 13. Jhdts., seine Belege sammelte; da hat er manches für sein Etzelbild entdeckt.“

Es war die alte bairische Hunnensage, die sich auch Simon Keza zu eigen machte. In einem Kodex des 10. Jh. aus St. Emmeram in Regensburg wurden die „Huni“ und „Unger“ gleichgesetzt. Dementsprechend stellte Keza die Einwanderung der Ungarn in Pannonien als eine Rückwanderung der Hunnen dar. Diese im 10. Jh. fabrizierte historisch falsche Darstellung kann Keza nur aus Deutschland zugekommen sein.

Der Kern des erwähnten tschuwaschischen Epos spiegelt wohl die hunnische Sicht auf die Vorgänge im 5. Jh. Die verwandte altbairische Hunnensage liegt nicht mehr vor, doch bewahren die Dietrich-Epen (Dietrichs Flucht, Rabenschlacht, Alpharts Tod), die Harlungensage und der zweite Teil des Nibelungenliedes mit dem Zug der Burgunder nach Gran die Erinnerung an historische Ereignisse.

Literatur

Berndt, Guido M. / Steinacher, Roland (2008): Das Reich der Vandalen und seine (Vor-)Geschichten; in: *Forschungen zur Geschichte des Mittelalters*, Bd. 13, Wien

- Dattenböck, Georg (2006): *Vandalen – Gründer von Baiern und Österreich?* Marchtrenk
- (2006a): Vandalen: Neue These zur Ethnogenese des Baiernstammes; *Zeiten sprünge* 18 (3) 642-671
 - (2007): Tassilo und seine Vorgänger. Die bayerische Herzogsliste; *Zeiten sprünge* 19 (1) 105-119
 - (2013): Dietrich von Bern und die Markgrafen von Hachberg; *ZS* 25 (3) 701-727
 - (2014): *Fahndung nach dem Verfasser des Nibelungenliedes*; Nordhausen
- Domanovsky, Alexander (1937): *Simonis de Keza Gesta Hungarorum*, Bd. 1, Budapest; übersetzt von Friedhelm Böer: Simon Kezais Ungarnchronik und ihre Bedeutung für die deutsche Heldensage; Berlin 1963.
- Ehlers, Kai / Bauch, Mario / Sträßner, Christoph (2011): *Attil und Krimkilte. Das tschuwaschische Epos zum Sagenkreis der Nibelungen*, Rhombos, Berlin
- Friedrich, Volker (2015): Zum Vortrag von Dr. Haas-Gebhard: „Das Rätsel um die Baiuwaren. Die Forschung gibt eine Antwort“; *Zeiten sprünge* 27 (2) 388-395
- Handel-Mazetti, Victor Freiherr v. (1900): *Regesten von Urkunden und Acten aus dem Schlossarchive Aurolzmünster*; (im Internet)
- Hattler, Claus (Hg. 2009): *Das Königreich der Vandalen · Erben des Imperiums in Nordafrika*; Karlsruhe (Ausstellung in Badischen Landesmuseum Karlsruhe)
- Illig, Heribert (2015): Genese der Baiern. Das Fortleben römischer Macht im Westen nach 476. Ein ausgreifender Rückblick; *Zeiten sprünge* 27 (2) 396-412
- Keinhorst, Werner (2012): Eine Nibelungensage aus hunnischer Sicht? Zugleich zu Dietrich von Bern in der ungarischen Sage; in: *Der Berner*, Bonn 12 (50) 25-52
- Klebel, Ernst (1949): Baierische Siedlungsgeschichte; in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte*, 15 (2) 75-82, München
- Lambing, Julio (2011): Attil und Krimkilte. Das tschuwaschische Epos zum Sagenkreis der Nibelungen; *Eurasisches Magazin*, 29. 08. (im Internet)
- Leiber, Christian (Hg. 2003): *Die Vandalen · Die Könige · Die Eliten · Die Krieger · Die Handwerker*; Nordstemmen (Ausstellung im Schloss Bevern)
- Mackensen, Lutz (1984): *Die Nibelungen. Sage, Geschichte, ihr Lied und sein Dichter*, Stuttgart
- Prokop (1962): *Vandalenkrieg*; Reclam, Stuttgart
- Reitingner, Josef (1982): Die Völker im ö. Raum am Ende der Antike; in: *Severin – Zwischen Römerzeit und Völkerwanderung*, 337 f., Linz
- Schaffran, Emmerich (1962): Hunnen und Awaren im Donauraum; in: Franz Altheim: *Geschichte der Hunnen*, V:267, Berlin
- Steinacher, Roland (2002): *Studien zur vandalischen Geschichte*; Dissertation, Wien
- Vernissage, Zeitschrift zur Ausstellung (2003): *Die Vandalen. Die Könige. Die Eliten. Die Krieger. Die Handwerker*; Bevern
- Volk = Prof. Dr. Peter Volk, Brief an den Verfasser vom 17. 01. 2015
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel
- Wisniewski, Roswitha (1990): *Wohin zogen die Nibelungen wirklich? Zum Stand der Nibelungenforschung*. Vortrag vor dem Europainstitut der Universität des Saarlandes; <http://europainstitut.de/fileadmin/schriften/213.pdf>

dattenböck@ifunk.at

Der Untergang zweier Geschlechter

Zum direkten Übergang von 614 nach 911

Heribert Illig

Wer die Dauer des frühen Mittelalters reduzieren will, hat ein spezielles Thema: Wie können die Zeiten vor 615 mit den Zeiten ab 911 sinnvoll miteinander verknüpft werden, wenn die Hälfte der Merowinger und zumindest im Osten alle Karolinger entfallen?

Bereits 1992 ließ sich zeigen, dass die Merowinger mit aller Kraft ihr eigenes Geschlecht vom Erdboden tilgen wollten (vgl. Tableau S. 56). Bei so vielen sippeninternen Reibungsflächen fiel der Mangel an äußeren Feinden kaum ins Gewicht. Nach Arrondierung mit Byzanz ging von Iberern, nun in Italien ansässigen Langobarden, Angelsachsen oder Dänen keinerlei Druck aus. Erst die nach Westen vordrängenden Slawen suchten die Grenzen zu verändern: 610 gab es erste große Kämpfe zwischen Alpenlawen und Baiern (virtuelles Gegenstück 907 die Niederlage bei Pressburg, s. u.).

Während der 50 Jahre hin zum Jahr 614 befindet sich das Frankenreich in seiner vielleicht wüstesten Phase. Das Treiben sogenannter christlicher Franken stößt derart ab, dass nur einige Sterbedaten folgen, um die Kapitelüberschrift von Frank Thiess [403] zu illustrieren: „*Die Selbstvernichtung der Merowinger*“.

Nach 15 Morden und einigen natürlichen Todesfällen überlebte als einziger Merowinger Chlothar II., Fredegundes Sohn, nach herrschender Chronologie Alleinherrscher über Austerrien, sein Stammland Neustrien und Burgund bis zu seinem Tod 629. Diesem letzten seines Stammes wurden 614 vom austrasischen Adel drastisch die königlichen Flügel gestutzt: Im Pariser *Edictum Chlotharii* trotzte eine Reichsversammlung von Bischöfen und Adligen dem König wesentliche Konzessionen ab [Maier, 309]. Trotzdem rettet sich das Königsgeschlecht und überlebt – von seinen Hausmeiern sukzessiv entmachtet – ‘irgendwie’ noch 137 Jahre.

Vielleicht war dieses Pariser Edikt auch Erfindung, um anderes Geschehen zu kaschieren. Damit stellt sich die Frage: Hat nach der Selbsterfleischung des Königsgeschlechtes Chlothar II. tatsächlich weiterregiert, und wenn, wie lange? Wurde er abgesetzt, starb er danach so rasch wie Karl der Dicke (abgesetzt 887; † 888), wurde er als letzter seines Stammes nach Merowingersitte ermordet oder nach Karolingerart in ein Kloster verbannt? Armin Wirsching [582] hat eine Antwort gegeben: „Chlothar II. und Karl III., später gen. Simplex, waren eine und dieselbe Person“, die 629||929 starb.

Lässt sich so leicht und so passend Identität stiften? Wohl nicht, denn eine wesentliche Facette stimmt nicht. Laut den Geschichtsbüchern haben die karolingischen Hausmeier 751 mit Hilfe des Papstes den letzten Merowingerkönig ins Kloster gesteckt und selbst die Regierung übernommen. Der Karolinger-Autor Einhard erzählt die Geschichte von den unnützen und ohnmächtigen Merowingerkönigen, die – langhaarig und vollbärtig wie Eremiten – auf Ochsenkarren zu den öffentlichen Volksversammlungen gebracht worden seien [Einhard, Nr. 1]. Daraus entstanden dann im Französischen „les rois fainéants“, die faulen Müßiggänger-Könige von 637 bis 751.

Niemand beruft sich auf Vorgänger, die er selbst entmachtet und gedemütigt hat. Die Karolinger erhielten deshalb keine Merowingerahnen, sondern ihren eigenen Stammbaum zurück über Karl Martell bis Arnulf von Metz und Pippin den Älteren im späten 6. Jh. Wie wäre damit zu vereinbaren, dass Carolus Simplex der letzte Merowinger war? Wirschings Gleichsetzung scheint aus diesem Blickwinkel unmöglich. Dementsprechend sollten den neuen Potentaten des 10. Jh. auch neue Ahnenreihen abseits der Merowinger und Karolinger zugeschrieben worden sein. Bei den bayerischen Herzögen ist solches ‘amtlich’: 907 erleiden damaliger Adel und Geistlichkeit bei Pressburg eine furchtbare Niederlage (Pendant zur Slawenschlacht von 610):

„Mit dem Markgrafen fallen alle, Hohe und Niedrige, die im bayerischen Heerbann kämpfen, auch die Bischöfe von Salzburg, Freising und Säben“
[Schrott, 30].

Allen voran also Markgraf Luitpold. „Genau bekannt ist es nicht, wo die Luitpoldinger herkommen“ [Schrott, 29]. Sein Sohn Arnulf tritt dann als Herzog auf, der bis 937 lebt und regiert. Die Wurzellosigkeit des neuen Herzogsgeschlechts erscheint mir symptomatisch: ein Heraustreten aus der merowingischen Vergangenheit der Zeit des 6. Jh. ebenso wie aus der fiktiven karolingischen Vergangenheit des 9. Jh. Das scheint ein deutlicher Hinweis darauf zu sein, dass beim Rückerfinden großer Wert darauf gelegt worden ist, dass alle genealogischen Spuren im Sand verlaufen. Vielleicht finden wir deshalb keine direkten Verbindungen zwischen 6. und 10. Jh.

Wohin aber mit all den Karolingern, die ja nach wie vor in Ost- und Westfranken, in Baiern, Italien, Burgund, Arelat oder Lotharingen an der Macht gewesen sein sollen, zwangsläufig notwendige Epigonen für den Übergang vom gigantisch aufgeblähten Karl hin zur Normalität und zu den Niederungen des 10. Jh.? Es brauchte eine neuerliche Dynastievernichtung, diesmal aber nur auf Pergament, weshalb kaum ein Mord auf der Agenda steht, sondern Schlagfluss und anderes Unglück. Das ist dem zweiten Tableau auf S. 57 zu entnehmen.

Rudolf Schieffer, der als Buchhalter des Frühmittelalters dieses Dahinschwindens registriert, sieht 881 das Unglück einsetzen, als es mit den beiden

Die Selbstvernichtung der Merowinger

(CD = Circa-Datierung)

- 561 König Chlothar I. stirbt; das Reich wird unter vier Söhne geteilt: Charibert (Paris), Guntram (Orléans), Chilperich (Soisson; daneben Bordeaux, Limoges, Cahors), Sigibert (Reims, Metz; Tours und Poitiers). Paris in Bezirke aufgeteilt.
- 567 Tod von König Charibert;
- 573 **Mord** an Königin Gailswinde (Galswintha), Gattin Chilperichs I. und Schwester Brunhildes. Mörder: Chilperich I. und Fredegunde (CD);
- 575 **Mord** an König Sigibert (Austrien), Gatte Brunhildes. Mörder: Fredegunde;
- 577 **Mord** an Meroweck, Gatte Brunhildes und Sohn Chilperichs I. Mörder: Fredegunde;
- 580 **Morde** an Chlodowech, Sohn Chilperichs, und an seinem Sohn durch Fredegunde (CD);
- 584 **Mord** an König Chilperich I. (Neustrien);
- 590 **Mord** an König Gundovald I. (Neustrien, CD);
- 593 Tod von König Guntram (Burgund);
- 596 Tod von König Childebert II. (Austrien), Sohn Brunhildes;
- 597 Tod von Königin Fredegunde (Neustrien), Gemahlin von Chilperich I.
- 605 **Mord** an Brunhildes Majordomus Protadius (CD);
- 610 **Mord** an Königin Bilichildis: Mörder: Theudebert II., ihr Mann
- 612 **Morde** an König Theudebert II. (Burgund), Enkel Brunhildes, und an seinen Söhnen Sigibert II. und Corbus. Mörder: Theuderich II. Die beiden anderen Söhne, Meroweck und Childebert, sind verschollen.
- 613 **Mord** an Brunhilde (Austrien), Westgotin. Mörder: Chlothar II.
- 613 **Mord** an König Sigibert II. (Austrien/Burgund), Urenkel Brunhildes. Mörder: Chlothar II.
- 613 Tod von König Theudebert II.
- 613 **Mord** am Usurpator Aletheus. Mörder: Chlothar II. [gemäß Illig, 80; Thies, passim; wiki → einschlägige Artikel].

Die Mordserie bei Burgundern und anderen Merowingern wurde in den Sagen um Brunhilde, Kriemhild, Hagen, Gunther und Siegfried – sich vielfach widersprechend – bewahrt (s. a. S. 48).

Literatur zu nebenstehendem Tableau [Schieffer 1992, passim; Mühlbacher II, passim; wiki → einschlägige Artikel]

Das Aussterben der Karolinger

Abkürzungen: Ofr. = Ostfrankenreich (Austrien), Wfr. = Westfrankenr. (Neustrien)

- 876 **Tod:** Kaiser Ludwig II. der Deutsche;
- 877 **Tod:** Kaiser Karl II. der Kahle;
- 878 **Schlaganfall:** König Karlmann von Ofr. († 880);
- 879 **Tod:** König Ludwig II. der Stammler;
- 879 **Tod:** Ludwig, Sohn Ludwigs III. d. J. (Fenstersturz des Kleinkinds);
- 880 **Tod:** König Karlmann von Ofr. (Grab in Altötting nur Epitaph)
- 880 **Tod:** Brun, Schwager König Ludwigs d. J., gegen die Wikinger;
- 880 **Tod:** Hugo, Sohn Ludwigs III. d. J., im Kampf gegen die Normannen;
- 881 **Schlaganfall:** König Ludwig III. d. Jüngere († 882);
- 882 **Tod:** König Ludwig III. der Jüngere von Ofr.
- 882 **Tod:** König Ludwig III. v. Wfr., verletzt sich bei Verfolgung einer Maid tödlich an einem Türstock.

Es bleiben nur die Herrscher Karl III. der Dicke und Karlmann übrig!

- 883 Der kinderlose Karl III., 45, adoptiert den Bastard Karlmann;
- 884 **Tod:** König Karlmann, 18-jährig durch Jagdunfall;
- 885 **Blendung:** Hugo, Sohn Lothars II., wird ins Kloster verbannt;
- 885 Karl III. will seinen außerehelichen Sohn Bernhard als Erben einsetzen, doch der dafür anreisende Papst Hadrian III. stirbt jäh.
- 887 **Tod:** König Boso von Arelat; sein Sohn ist Ludwig der Blinde;
- 887 **Abdankung:** Kaiser Karl III. der Dicke; Schlaganfall oder Epilepsie
- 888 **Tod:** Karl III. So „brach 887/88 der bis auf Karl Martell zurückgehende Mannesstamm muntehlich geborener Karolinger ab“ [Schieffer, 187].

Ab da nur Karolinger aus Nebenlinien; nur **vier von ihnen** sterben nach 911.

- 894 **Tod:** Guido II. von Spoleto, gekrönt 888;
- 897 **Schlaganfall:** Kaiser Arnulf, König von Ofr.;
- 898 **Tod:** König Odo von Paris (von Wfr.), ein Robertiner;
- 899 **Tod:** Kaiser Arnulf von Kärnten, Bastardneffe Karls III.;
- 900 **Tod:** Zwentibold, König in Burgund und Lotharingen;
- 911 **Tod:** Ludwig IV. das Kind stirbt Ende September (reg. seit 900);
- 911 **Karl III. d. Einfache** (*Carolus simplex*) ab 1. 11. König von Wfr.;
- 912 **Tod:** König **Rudolf der Welfe** (König seit 888);
- 923 **Inhaftierung** von Kaiser Karl III. dem Einfachen;
- 924 **Mord** an Kaiser **Berengar von Friaul**, Kaiser seit 915;
- 928 **Tod:** Kaiser **Ludwig der Blinde von der Provence** (Kaiser seit 905);
- 929 **Tod:** ehem. Kaiser Karl III. der Einfache.

Ludwigen im Westen, Karlmann und Kaiser Karl III. vier regierende Karolinger gab, aber keinen männlichen Nachwuchs von ihnen:

„Absehbaren neuen Verwicklungen und Machtverlusten war somit nur zu entgehen, wenn kein weiterer Todesfall eintrat und sich bei den Königen bald vollbürtiger Nachwuchs einstellte, doch das Schicksal meinte es anders“ [Schieffer, 179].

So endigen die östlichen Karolinger 911 mit Ludwig dem Kind, während Karl der Einfache im Westen bis 923 regierte und bis 929 lebte [Schieffer, 173-202]. Die Verwirrungen in der Schlussphase der Karolinger haben sich, anders als die Merowingermorde um Kriemhild und Gudrun, in keiner Sage niedergeschlagen – eine restlos vergessene Sippe. Dazu noch ein markantes Beispiel:

Bekannt ist der „Sacco di Roma“ durch deutsche Landsknechte im Jahr 1527. Dieselbe Bezeichnung trägt die Eroberung Roms 410 durch die Westgoten und 455 durch die Vandalen. Völlig vergessen ist [vgl. wiki ↪ Zeittafel Rom] dagegen ein vergleichbares Ereignis von 896, herbeigeführt durch Kaiser Arnulf:

„Als der Abend dämmert, ist die Stadt in den Händen der Deutschen. Die Sieger behaupteten, nicht einen einzigen Mann verloren zu haben. Die Erstürmung der ewigen Stadt erregte in der gesamten Christenheit ungeheures Aufsehen, sie galt den Zeitgenossen als »unerhörtes Ereignis«“ [Mühlbacher, II: 437].

Von diesem „Sacco“, von diesem ungeheuren Aufsehen im späten 9. Jh. weiß im Grunde niemand mehr, fand es doch nur auf Pergament statt.

Literatur

Einhard: *Vita Karoli Magni / Das Leben Karls des Großen*

Illig, Heribert (1992): 614/911 – der direkte Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4) 79-103

Maier, Franz Georg (1989): *Die Verwandlung der Mittelmeerwelt*; Fischer Weltgeschichte Bd 9, Frankfurt/M.

Mühlbacher, Engelbert (o.J. = 1984): *Deutsche Geschichte unter den Karolingern in 2 Bänden*; Phaidon, Essen (1896)

Schieffer, Rudolf (1992): *Die Karolinger*; Kohlhammer, Stuttgart u. a.

Schrott, Ludwig (1967): *Die Herrscher Bayerns · Vom ersten Herzog bis zum letzten König*; Süddeutscher Verlag, München

Thiess, Frank (1992): *Die griechischen Kaiser · Die Geburt Europas*; Weltbild, Augsburg (1959)

Wirsching, Armin (2004): Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint. Frühmittelalterliche Reihengräberfelder wurden bis 1000 belegt; *Zeitsprünge* 16 (3) 574-590

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Ochs und Esel, Traubentreten

Zur Datierung des *Capitulare de villis*

Heribert Illig

„Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden.“ [5. Mose, 25:4; Timotheus 5:18]

Dieses Tierschutzgesetz steht in der Bibel, aber nicht im *Capitulare de villis*. Unter villificationes wurden Domänen verstanden, „die von einem Haupthof (Fronhof, Villa) aus, dem Sitz des Amtmann (judex) verwaltet wurden“ [Brandsch, 110], laut Wilhelm Fleischmann „eine Grundherrschaft mit Kleinbetrieben und Herrschaft über die auf kleinen Höfen angesetzten Bauern“ [ebd. 109]. Im genannten *Capitulare* wird der Ochse auch sonst stiefmütterlich behandelt, tritt doch dieser Schwerarbeiter nur drei-, viermal in Erscheinung. Zunächst geht es um die Benutzung hofherrschaftlicher Tiere. Der lateinische Text bereitet den Übersetzern durchaus Mühe, wie zwei Beispiele verdeutlichen. Zunächst das von 1794:

„Ueberdas müssen die zu ihrer Arbeit nöthigen aber von unsern Knechten getriebenen Kühe da seyn, ohne daß dadurch die Jochkühe und Pflüge, die unsere Arbeit erfordert, im geringsten vermindert werden. Auch sollen, wenn sie den Jagddienst haben, gesunde muntere Ochsen, und reine Kühe oder Pferde, oder ander rasches Vieh in Bereitschaft stehen, doch, wie gesagt, ohne Verminderung der Jochkühe und Pflüge.“ [Reß, 38; Nr. 23]

Es geht hier wohl um die kaiserlichen Tierbestände, die nirgends fehlen dürfen und möglichst groß sein sollen. Aber das 'karolingische' Latein bereitet erhebliche Mühe, wie eine ganz andere Übersetzung von 1990 deutlich macht. So die nicht unbedingt verständlichere Fassung von Heinz Brandsch:

„Daneben müssen sie noch Arbeitskühe zur Verfügung haben, die ihnen von den Hufenbauern zur Verrichtung der von diesen zu leistenden Spanndienste zu stellen sind, damit unsere Bestände durch Verwendung von Kühen oder Arbeitstieren zu den Frondiensten nicht verkleinert werden. Zur Zeit des Palastdienstes haben sie auch noch zur Fütterung der Hunde Vieh bereit zu halten: verschnittene, aber nicht kranke Stiere, ferner Kühe oder Pferde, aber keine rüudigen, oder endlich anderes, nicht krankes Vieh. Auch dadurch soll, wie gesagt, den bleibenden Beständen an Kühen oder Arbeitstieren kein Verlust erwachsen“ [Brandsch, 38 f.; Nr. 23].

Demnach achtet der Kaiser oder wer auch immer peinlich darauf, dass Frondienste nicht mit seinem Vieh geleistet werden. Außerdem muss als Futter für

die Jagdhunde Vieh bereitgehalten werden, und zwar keineswegs solches 'von der Freibank', sondern gesunde Tiere (!?). Auffällig erscheint, dass hier als Zugtiere Kühe benutzt, Ochsen hingegen nicht genannt werden. Unter Nr. 35 geht es um die Fettgewinnung aus Hammeln und Schweinen,

„und daß man überdies auf jedem Hofgut mindestens zwei gemästete Ochsen entweder ebenfalls zur Fettgewinnung oder zur Abgabe an unsere Hofhaltung in Bereitschaft habe“ [Brandsch, 51 f.].

Es werden also Mastochsen gehalten, denen die schwere Feld- und Waldarbeit erspart bleibt, um nicht vom Fleisch zu fallen. Und als Zugtiere? Bei der alles Maß übersteigenden, endlosen Rechnungslegung von allen möglichen Produkten von Feld, Weinberg oder Viehhaltung bis hin zu Wachs, Seife und Wolfsfellen [vgl. Illig 2011] steht der Ochse dann doch an erster Stelle,

„Wie viel Korn auf dem von unseren Knechten mit unseren Ochsen bestellten Hofacker geerntet wurde“ [Brandsch, 81 f.; Nr. 62].

Also gab es neben Zugkühen auch Zugochsen, zumindest für den eigentlichen königlichen Besitz. Ein Tier scheint es auf den Hofgütern überhaupt nicht gegeben zu haben: den Esel. Er wird weder gehalten noch mit Pferden gekreuzt; er hat folglich auch nichts zu liefern, während bei den – selbstverständlich abgezählten – Ziegen und Böcken sowohl Hörner als auch Häute abgerechnet werden müssen [Nr. 66]. So scheint der Esel allenfalls eine Existenz im Dunkeln, außerhalb aller Statistik geführt zu haben, obwohl er als Trag- und Zugtier einsetzbar gewesen wäre. (In dieser Zeit konnte Honoré de Balzacs Roman *Das Chagrinleder* mit der Eselshaut also nicht spielen.)

Wir wissen auch nicht, ob den Karolingern die Darstellung von Bethlehems Krippe mit Ochs und Esel vertraut war. Entsprechende Darstellungen scheint es ab dem 4. Jh. zu geben, allerdings ohne direkten Textbezug, denn die Geburtsszene mit Höhle, Krippe, Ochs und Esel soll erst das Pseudo-Matthäus-Evangelium um 600 beschrieben haben [Weber]. Nachkarolingisch begegnet uns die Szene an der Kölner Holztür von Sankt Maria im Kapitol, die auf 1060 datiert wird. Auch sie bezieht sich ursprünglich auf Jesaja [1,3]: „Der Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt's nicht, und mein Volk versteht's nicht.“

An dieser Stelle ziehen Ochsen und Capitulare in verschiedenen Richtungen weiter. Wir folgen zunächst dem Capitulare.

Traubenernten, mit den Füßen auszustampfen ...

Baiern achten auf Reinheitsgebote, ob sie nun wie das für Bier von 1516 stammen oder noch älter sind (s. S. 126 f.). Als vielleicht ältestes derartiges Gebot bejubeln Karlsgläubige diese Stelle im *Capitulare de villis*:

„daß sich keiner unterstehe, unsere Traubenernten mit den Füßen auszustampfen, sondern daß alles reinlich und ehrbar geschehe / ut vindemia nostra nullus pedibus praemere praesumat, sed omnia nitida et honesta sint“ [Brandsch, 48; Nr. 48].

Nun gibt es – wie Lukas Clemens schreibt – eine alternative Übersetzung, die dem tatsächlichen Geschehen viel näher kommt, aber wenig Zuspruch erhält.

„Die Vorschrift läßt sich aber – wie jüngst vorgeschlagen – durchaus in einer bisher nicht in Betracht gezogenen Weise übersetzen und interpretieren: Deutet man nämlich die Partikel sed in einschränkendem beziehungsweise adversativem Sinn als ›außer‹, sed omnia nitida et honesta sint, dann handelt es sich nicht um ein generelles Verbot des mit Füßen vorgenommenen Einmaischens. Vielmehr ist mit dieser Vorschrift lediglich das Austreten der Trauben für den Fall untersagt, dass nicht für die notwendige Reinlichkeit gesorgt war. Diese Deutung scheint aus philologischer Sicht möglich, von der Sache her aber geradezu zwingend; denn auf das Stampfen oder Treten der Trauben konnte schlechterdings kaum verzichtet werden, wollte man anschließend mittels der Kelter zufriedenstellende Preßergebnisse, also eine optimale Ausbeute erzielen. Zugleich ist diese Textstelle kein Hinweis auf ein »geradezu revolutionäres Gebot« Karls des Großen, dem man so innovativen Weitblick bei der Organisation seiner Domänen zuschrieb, oder eine Neuerung im Agrarbereich, sondern der Beleg für das Fortleben der zweiteiligen antiken Keltertechnik“ [Clemens].

Da scheinen also die lateingläubigen Mediävisten erneut von einer Lateinstelle in die Irre geführt worden zu sein. Hier lässt sich obendrein noch mehr aufklären. Die zweiteilige Technik bestand erstens aus einem Zerdrücken oder Zertreten der Trauben, zweitens aus dem Zerquetschen mittels einer Weinpresse, mancherorts in mehreren solchen Keltergängen.

„Dass das vor dem maschinellen Ausquetschen der Trauben auf der Kelter erfolgte Zertreten des Lesegutes auch im Mittelalter und darüber hinaus weit verbreitet war, belegen Aussagen der Agrarschriftsteller. So fordert etwa Petrus de Crescentiis im 13. Jahrhundert besondere Reinlichkeit beim Austreten mit bloßen Füßen. Verunreinigungen besonders durch schmutzige Füße sind jedenfalls ein seit dem 16. Jahrhundert wiederholt beschriebenes Problem der Arbeit in der Tretkelter. In der Regel quetschen die Treter die Trauben über einem speziellen Sieb oder in einem Austretbottich aus.

Beide Arbeitsschritte sowohl der des Austretens als auch das anschließende maschinelle Preßverfahren sind seit dem 13. Jahrhundert auch in der moselländischen Quellenüberlieferung bezeugt“ [Clemens].

Hier empfiehlt sich der Wechsel hin zur Buchhaltung:

„Die Erforschung der Buchhaltung erhält nach der Römerzeit aufgrund fehlender Quellen eine grosse Unterbrechung. Bis ins Hochmittelalter (Anfang 11. Jh. bis ca. 1250) scheint das Interesse an wirtschaftshistorischen Dokumenten klein gewesen zu sein. Es kann jedoch angenommen werden, dass die Buchhaltung in dieser Zeit weiterhin angewendet wurde und damit die Buchführungskenntnisse erhalten blieben. Aus dem 12. Jahrhundert sind Aufzeichnungen bekannt, welche auf Pergament- und grösstenteils auf Papierblättern erfolgten. [...]

Die zweite Periode der Buchführung, die Zeit vom 12. Jahrhundert bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts, wird als Übergangsperiode bezeichnet und weist neben «mittelalterlichen Rückschritten» folgenden Fortschritt auf: Die «Reste» in den einzelnen Konten wurden zum Bindeglied zwischen zwei Rechnungsperioden. Damit war der Saldo erfunden und dem Konto kam eine selbständigere Funktion zu. Die Eintragungen erfolgen nun in gebundene Bücher, welche ursprünglich noch eine genähte Heftform hatten“ [buchen, 9].

Wenn wir keinem verklärten Karlsbild folgen wollen, in dem der Übergrosse prinzipiell um Jahrhunderte vorausseilt, dann erhalten wir deutliche Hinweise für die Datierung des *Capitulare de villis*:

- a) Die doppelte Kelter-Methode wird ab dem 13. Jh. in deutschen Anbaugebieten bezeugt.
- b) Die Einführung der indisch-arabischen Ziffern durch Leonardo Fibonacci um 1200 in Mitteleuropa war zweifellos für jedes Abrechnungssystem von entscheidendem Vorteil.
- c) Petrus de Crescentiis hat sein einschlägiges Werk *Ruralia Commoda* mit den Hinweisen auf das Weintreten mit sauberen Füßen zwischen 1299 und 1305 verfasst.
- d) Laut Brandsch [121] ist die Villificationsverfassung „im 13. Jh. durch andere Formen abgelöst“ worden. Das setzt eine zeitliche Obergrenze für das *Capitulare*.
- e) Für 1263 finden sich in Genua zwei Oberkontierer in den Büchern [wiki → Buchführung].
- f) 1340 ist erstmals doppelte Buchführung in Genua, Florenz, Venedig und Lübeck nachweisbar [wiki → Buchführung].
- g) Im letzten einschlägigen Aufsatz [Illig 2011] ist das überbordende Protokoll-System des *Capitulare* in zeitlichen Nähe zu den Fortschritten hin zur doppelten Buchführung eines Luca Pacioli gesetzt worden – zu spät!
- h) Benedetto Cotrugli hat als erster die ‘Venezianische Methode’, die auch in

Venedig, Genua und Florenz bekannt war, zwischen 1451 und 1469 dargestellt. Er stammte wie seine Eltern – der Händler Giacomo Cotrugli und Nichola Illich – aus Ragusa/Dubrovnik.

- i) Luca Pacioli verwies in seinem 1494 gedruckten Buch darauf, Bekanntes zu beschreiben. (Cotrugli's Buch wurde erst 1571 und damit viel später als Pacioli's Werk gedruckt.)

Das *Capitulare* spricht bereits von zwei Büchern zur Registratur, kennt aber ansonsten noch keine Regeln für die Buchhaltung. Da seine Abfassung nach dem 13. Jh. keinen Sinn mehr gehabt hätte, dürfte es im 13. Jh., vermutlich in der zweiten Hälfte entstanden sein. Damit entfällt das *Capitulare* als ein Karlsprodukt ebenso wie als eine Kreation des Humanismus im 15. Jh. [vgl. Illig 2011, 304].

Von Ochsen und ihrem Treiben

Heute gibt es kaum eine Vorstellung mehr davon, wie eine mittelalterliche Großstadt wie Venedig – ohne direktes Umland – versorgt wurde. Die Getreidemengen konnten auf der Terra ferma erzeugt und über zahllose Kanäle geliefert werden, aber wie stand es mit dem Fleischverzehr? Der konnte offenbar am besten durch Ochsen gestillt werden, die – anders als Stiere oder Kühe – ab ca. 1350 nach Venedig getrieben worden sind. (Die Quelle, ein wirtschaftshistorischer Kongress von 1978 für den internationalen Ochsenhandel von 1350 bis 1750 wurde dem Verfasser von einem in Ochsenhausen Geborenen erschlossen.)

„Für das Früh- und Hochmittelalter scheint jede Nachricht zu fehlen, wenn man nicht den Namen des anno 725 schon erstmals erwähnten fränkischen Kreisstädtchens Ochsenfurt am Main als beweiskräftiges Zeugnis gelten lassen will. [...]

Wie MAKKAI zeigte, ist die Rinderrasse der ‘großen’ ungarischen Ochsen, die in der Frühen Neuzeit die großen Ochsenherden für den transkontinentalen Viehtrieb von Südosteuropa nach Mittel- und Nordwesteuropa stellte, *bos primigenius*, erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts von den Kumanen ins Tiefland (Alföldi) Ungarns aus den eurasiatischen Steppen eingeführt worden. Nur diese Viehrasse war robust genug, die Strapazen des Triebwegs von hunderten von Meilen nicht nur gut zu überstehen, sondern noch mit einer genügenden Fleischmasse an die Ziele zu gelangen“ [Westermann, 171].

Obwohl rund 500 km entfernt, konnten die Viehweiden südlich des Plattensees die bis 1348 auf vielleicht 140.000 Einwohner gewachsene Lagunenstadt ernähren [Westermann, 39]. Es gab natürlich weder gepflasterte noch sonstwie präparierte Wege nach Venedig. Vielmehr wurden die Herden je nach Jahres-

zeit über Wiesen und Äcker getrieben. Einfriedungen für die Ruhepausen waren entlang der Strecken vorbereitet; die anrainende Bevölkerung verdiente sich mit Futterlieferungen hinzu. Über frühes und hohes Mittelalter weiß man zu wenig. Um 1505 benötigte Venedig 13.000 Ochsen und Hammel jährlich, dazu 70.000 Stück Kleinvieh, von Schwein und Hammel abwärts [ebd. 44]. Bereits 1544 wurden 18- bis 19.000 Ochsen jährlich benötigt [ebd. 46]. Um den Nachschub zu gewährleisten, erweiterten sich die Entfernungen auf 800 bis 900 km [ebd. 39]. Denn nun wurde die größere Rasse „in den Gebieten von Rotruthenien, Wol[h]ynien, Podolien, der Ukraine, der Moldau und der Walachei“ gezüchtet, „auf den ausgedehnten Steppen zwischen den Karpathen und der Wolga“. „Was Gestalt, Haarfarbe und Größe betrifft, so unterschieden sie sich fast gar nicht von ungarischen Ochsen, die zur selben Rasse gehören“ [ebd. 125 f.].

Zurückkommend auf das Jahr 1500 ist festzuhalten: Es wurden in den Steppengebieten für den europäischen Export mehr als 3 Millionen Ochsen gehalten. Ein Ochse lieferte damals 260 bis 280 kg Fleisch. Für die 100- bis 200.000 Tiere pro Jahr – bis ins Rheinland getrieben – benötigte man Kreditfinanzierung und sichere Routen, mit möglichst moderaten Zöllen und Abgaben [Westermann, 105, 107].

Leider liefern die Kongressakten keinerlei Hinweise darauf, wie lange es dauerte, bis die Ochsen die Strecke von Ungarn bis Venedig oder in den deutschen Westen zurücklegten, ohne allzu sehr an Gewicht zu verlieren. Einen Hinweis zum Spätmittelalter (= SMA) gibt es in der Enzyklopädie von Peter Schels [→ Ochsenhandel]:

„Um den wachsenden Fleischbedarf in den Ballungsgebieten Mitteleuropas (z.B. Lombardei, Flandern, Schwaben, Nürnberger-Oberpfälzer Raum) decken zu können, wurden im SMA (früheste Nachricht 1358) jährlich zwischen April und Oktober etwa 200.000 Schlachtochsen in Herden von 200 bis 600 Stück auf festgelegten Routen („Ochsenstraßen“) in die Vermarktungsorte getrieben. Sie stammten aus den Fürstentümern Moldau und Walachei, aus Jütland und von den dänischen Inseln, besonders aber aus dem Königreich Ungarn. Hier war durch Zuchtwahl bis zum 14./15. Jh. aus dem Steppenrind eine weißgraue, genügsame Rasse mit ausladenden Hörnern entstanden, die sich besonders zum Treiben über große Strecken eignete. Jede Herde wurde von 5 oder 6 berittenen Treibern (ungar. hajduk, eingedeutscht Heiduck) unter einem ›Ochsenkapitän‹ zusammengehalten. Die Verluste scheinen äußerst gering gewesen zu sein, was auf erstklassige Organisation (von Wasser- und Futtermittellieferung, Rastplätzen, Flussüberquerungen, Städtepassagen) und auf hohes Können der Treiber schließen lässt. Die ungarische Ochsenstraße begann am Donauknie bei Gran und führte über Wien, St. Pölten, Enns, Schärding,

Passau und Straubing nach Regensburg; weiter über Nürnberg und Aschaffenburg in den Rheingau. Die geschilderte Strecke betrug ca. 1.200 Kilometer; **bei einer durchschnittlichen Tagesstrecke von 15 km und einigen Rasttagen wurde sie in ca. vier Monaten bewältigt.** Um den ohnehin unzulänglichen Zustand der Fernstraßen nicht zusätzlich zu verschlechtern, führten die Ochsenwege abseits der Straßen über festgelegte Routen, an deren Verlauf die Anrainer – durch Bereitstellung von Rastplätzen, Trinkwasser, Viehfutter und Mannschaftsverpflegung – über den Ausgleich der von Herden verursachten Schäden hinaus noch gut verdienten.“ [Hvhg. HI]

Das wären 80 reine Marschtage. Da vier Monate aber 120 Tage umfassen, gehörte zu jeweils zwei Marschtagen ein Rasttag. Übertragen vom späten auf Karls frühes Mittelalter bedeutet das weitere Restriktionen bei seinen zahlreichen Kriegszügen. Denn wenn ein vom Joch befreiter Ochse nur 15 km am Tag bewältigt, dann geht das bei Tieren mit schweren Packwagen noch langsamer vor sich. Das bestätigen zwei zeitlich weit auseinanderliegende Aussagen. Für die Zeit vor Erfindung von Motorfahrzeugen und Gummireifen galt:

„Besonders schwer beladene Wagen wurden bis ins 19. Jahrhundert mit Ochsen gezogen (**Geschwindigkeit etwa zwei Kilometer pro Stunde**) und mit doppelten Rädern ausgestattet, vergleichbar mit den Zwillingreifen heutiger LKW“ [wiki → Wagen; Hvhg. HI].

Und Anne Kolb [317] zitiert Plinius d. Ä., dem zufolge ein römischer Ochse pro Tag eine Strecke von etwas über 8 m.p. leisten kann, wobei m.p. für milia passuum = 1,47 bis 1,48 km steht. Demnach lag die Tagesleistung bei nur 12 km und es ist klaggestellt, dass im Tross der schnell marschierenden römischen Legionen kein Ochse Schritt halten konnte. Karl absolvierte immer wieder Kriegszüge im Sachsenland, dessen Weiden seine Feinde mit Sicherheit prophylaktisch abgebrannt haben, um ihm die Fourage-Möglichkeiten zu nehmen. Seine Feldzüge mit Ochsenhilfe werden somit immer problematischer.

Literatur

- buchen = buchen.ch (2011): *Geschichte der doppelten Buchhaltung*;
http://www.buchen.ch/Geschichte_der_doppelten_Buchhaltung.pdf
- Clemens, Lukas (2005): Zur Kontinuität von Kelter- und Mühlentechnik in Antike und Mittelalter unter besonderer Berücksichtigung der Moselregion; Matheus, Michael (Hg. 2005): *Weinproduktion und Weinkonsum im Mittelalter · Speyerer Kolloquium 1995* (Geschichtliche Landeskunde Band 51), Stuttgart
<http://www.regionalgeschichte.net/bibliothek/texte/aufsaeetze/clemens-kontinuitaet.html>
- Cotrugli, Benedetto Raueo (1573): *Della Mercatura et del Mercante perfetto*;

- Gareis, Karl (1895): *Die Landgüterordnung Kaiser Karls des Grossen (Capitulare de villis vel curtis imperii)*; Guttentag, Berlin
<https://archive.org/details/dielandgterordn00frangoog>
- Illig, Heribert (2011): *Capitulare de villis als Verwaltungssorgie*; *Zeitensprünge* 23 (2) 295-304
- Kolb, Anne (2000): *Transport und Nachrichtentransfer im Römischen Reich*; Akademie, Berlin (Habilitation)
- Pacioli, Luca (1494): *Summa de arithmetica, geometria, proportioni e proportionalità*;
- Reß, Johann Heinrich (Hg. 1794): *Des Kaisers Karls des Großen Capitulare de villis zum Belage seiner Stats- und Landwirthschaftskunde* übersetzt und erläutert von Joh. Heinrich Reß, Propst des Klosters zur Ehre Gottes, und Prediger in Wolfenbüttel; Fleckeisen, Helmstädt
[http://www.biozac.de/biozac/capvil/cvkapitel.htm#Kapitel 21](http://www.biozac.de/biozac/capvil/cvkapitel.htm#Kapitel_21)
- Schels, Peter (o.J.): *Kleine Enzyklopädie des deutschen Mittelalters*;
www.mittelalter-lexikon.de/
- Weber, Friedrich (2008): *Ochs und Esel ... und deren Sicht auf die Dinge (Predigt zum Heiligen Abend 2008 im Dom zu Braunschweig)*;
https://www.landeskirche-braunschweig.de/uploads/tx_mitdownload/Pr_Xmas08_Ochs_Esel.pdf
- Westermann, Ekkehard (Hg. 1979): *Internationaler Ochsenhandel (1350-1750) · Akten des 7th International Economic History Congress Edinburgh 1978*; Klett-Cotta, Stuttgart
wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel

Glocken für Karl?

Eine Abgrenzung von Heribert Illig

Dülmen, die kleine Mittelstadt südwestlich von Münster, ist noch nicht durch allzu vieles bekannt geworden, obwohl sie bereits 889 im Register des Klosters Werden erwähnt wird. Da für 1074 eine Kirchenweihe berichtet wird, lassen etliche Historiker die erste Kirche im 11. Jh. entstehen, ab 1115 dann die Burg Dülmen. Obendrein wird eine Urfarrei um 800 gemutmaßt.

Jetzt ist eine Glockengießergarbe im Stadtzentrum gefunden worden, die der „frühen karolingischen Zeit“ zugerechnet werden könne. Laut Grabungsleiter Dr. Gerard Jentgens ist noch offen, ob Dülmen beim Wettkampf um die älteste Glockengießergarbe Europas gegen die ungarische und englische Konkurrenz den Sieg davontragen wird [1w]. Bekanntlich waren gerade die Awaren im Pannonien des 8. Jh. tiefgläubige Christen, die auf Karl oder ihren Heiland warteten, und deshalb geradezu leidenschaftliche Glockengieger....

Diese aktuelle Meldung, weitergeleitet von Werner Thiel, Greven, und Volker Hoffmann, Würzburg, verdient Ergänzung und Erweiterung. Das Bedürfnis nach einer vielleicht frühkarolingischen, auf jeden Fall karolingischen Glockengießerei entstammt zwei Texten:

„Karl der Große steht am Beginn des abendländischen Europas; er steht auch für den Anfang von ‘Glockeneuropa’; denn er bestimmt für seinen Herrschaftsbereich [...] »... daß alle Priester ihre Glocken zu bestimmten Tages- und Nachtzeiten läuten« [...]. Auf dem Konzil in Aachen wurde 801 verfügt, daß das Läuten der Glocken ein heiliger Dienst sei und die Priester deshalb diese Aufgabe selbst wahrzunehmen hätten. 817 wurde festgesetzt, daß jede Pfarrei mindestens zwei, jede Stiftskirche drei und jede Bischofskirche sechs Glocken haben müsse. Darüber hinaus wurden Beiglocken verschiedenster Art vorgesehen. Schon Papst Sabinianus († 606) hatte dem Kreuz als gleichwertiges Zeichen des Christentums die Glocke beigefügt und ordnete Glockengeläut zu festen Gebetsstunden an“ [Drescher, 356].

Da ist man es Karl einfach schuldig, ihm gewissermaßen die Glocke anzuhängen. Seit wann sind also hierzulande Glocken zu erwarten? Zunächst werden wir im niederbayerischen Landkreis Deggendorf fündig.

„Ein ehrwürdiges Denkmal altbayerischer Kunst ist das Sterbeglöcklein auf dem Kirchturm zu Iggenbach. Sie gilt als die älteste datierte Glocke Deutschlands. Die Glocke trägt die Inschrift: »ANNO M C XL IIII AB INCAR. DNI FVSA E CAPA« d.h. Im Jahre **1144** nach der Menschwerdung

des Herrn ist die Glocke gegossen. Die Höhe der 50 Pfund schweren Glocke (ohne Krone) beträgt 41 cm, ihr Außendurchmesser 35 cm, die Wände sind 3 cm dick, der Ton ist ein unklares f³⁴ [Iggensbach; **Hvhg.** hier und im Weiteren von HI].

Eine gegossene Glocke zur Mitte des 12. Jh. erscheint nicht außergewöhnlich. Aber die weitere Suche ergibt, dass die belegbaren Anfänge des Glockengusses allenfalls 200 Jahre älter sind. Sie werden repräsentiert durch Walbecker und **Lullusglocke**:

„Sie läutet nur zu hohen kirchlichen Feiertagen und am 16. Oktober, dem Todestag des Bad Hersfelder Stadtgründers. Die Lullusglocke, gewidmet dem ersten Erzbischof von Mainz und gleichzeitig ersten Abt des Klosters Hersfeld (710 - 786), wurde um **1040** herum gegossen – ganz einig sind sich die Historiker da nicht. Eine Inschrift, die Meginher als amtierenden Hersfelder Abt und Gwenon als Gießer nennt, ist der einzige Anhaltspunkt zur Einordnung. Ob er 1038 oder zwei Jahre später gegossen wurde – der rund 1060 Kilogramm schwere Bronzekoloss ist die älteste registrierte christliche Glocke Europas“ [lullusglocke].

Für *Wikipedia* [↔ Lullusglocke] handelt es sich bei dieser bereits tonnenschweren Glocke, die im Katharinenturm der Stiftruin Hersfeld hängt, um „die älteste datierbare, gegossene Glocke“: aus dem Jahr 1038. Die **Walbecker Glocke** wird in derselben Zeit gesehen; sie ist von Kloster Walbeck zunächst nach Halle und schließlich ins Depot des Berliner Bode-Museum gewandert. Ihr Gewicht kann mit 210 Pfund nur vage angegeben werden. Aber eigentlich wäre sie die älteste datierte Glocke in Deutschland, trägt sie doch in lateinischen Worten die Inschrift: „Walbeck im Jahre **1000**. Zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit in Ewigkeit.“ Aber den Worten wird nicht getraut, weil eine Chronik Konträres berichtet.

„Eine Datierung auf das frühe 11. Jahrhundert erscheint tatsächlich wahrscheinlich. Aus einem Bericht Thietmar von Merseburgs [sic] geht hervor, dass die Stiftskirche St. Mariae virginis et Pancratii in Walbeck im Jahr 1011 abgebrannt sei und hierbei auch die Glocken zerstört wurden. Es wird von einem baldigen Wiederaufbau noch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts ausgegangen. Die Walbecker Glocke dürfte zu dieser Neuanschaffung gehört haben. Als Hinweis auf diese sehr frühe Entstehung wird auch die Form der Schrifttypen angegeben. Insbesondere die Schreibweise des Buchstaben M deutet darauf hin, da sich Ähnlichkeiten zur Schreibweise der Lullusglocke finden, die zwischen 1036 und 1059 in Hersfeld gestiftet wurde. Auch das äußere Erscheinungsbild weist deutliche Ähnlichkeiten zu anderen Glocken aus der Mitte des 11. Jahrhunderts auf. Eine Datierung, welche auf einem Vergleich mit einer auf das Jahr 1144 datierten Glocke aus Iggensbach beruht, kommt zu einem späteren Entste-

hungsdatum. Letztendlich erscheint eine Entstehung im zweiten Viertel des 11. Jahrhunderts jedoch als wahrscheinlich“ [wiki ↔ Walbecker Glocke].

So darf diese Glocke noch nicht im Jahr 1000 geläutet haben. Allerdings wirkt das „ANNO M“ fast zu lapidar in einer Zeit, die sich gerade erst in die christliche Zeitrechnung hineinfand. Begann also der Glockenguss tatsächlich erst nach dem Jahr 1000?

Hier kommt die *Glocke von Haithabu* ins Spiel, die 1978 bei Vermessungsarbeiten gefunden worden ist und deren 29 kg relativ vage dem Jahr 950 zugeschrieben werden. Die Richtung wies ein Dänenkönig, der bereits 854 die Erlaubnis zum Aufhängen einer ersten Glocke gegeben haben soll. Damit könnte der Anschluss an Karl gelingen. „Seit dem 9. Jahrhundert wurden Kirchenglocken überwiegend mittels Bronzeguss hergestellt“ [wiki ↔ Glocke].

Glocken aus Karls Zeit sind nördlich der Alpen (noch) nicht gefunden worden, nur Belege auf Pergament.

„Nach dem Mönch von S. Gallen war unter Karl dem Grossen Tancho, Mönch im Kloster S. Gallen, als Glockengiesser berühmt. [...] Auch von dem *Glockenturm* spricht der Mönch von S. Gallen an dieser Stelle“ [Haagen, 66].

„Bevor Kaiser Karl der Große persönlich einen Mönch aus dem Kloster Sankt Gallen nach Aachen holte, der die Kunst des Bronzegusses beherrschte, bestanden die Glocken in unseren Breiten aus Eisenteilen“ [Schock-Werner].

Da wird verständlich, warum dermaßen intensiv nach Glockengussgruben gefahndet wird. Wenn weder eine gegossene Glocke noch ein Glockenturm für die 150 Jahre bis 1000 bürgt, dann doch wenigstens eine Grube.

Auf der Paderborner Karls-und-Leo-Millenniumsausstellung, für die viele Exponate fast mit Gewalt karolingisiert worden sind, war man sich des Mankos bewusst und präsentierte zwei rund 10 cm große Fragmente von Glocken aus dem münsterländischen *Vreden* [Katalog I: 348-350]. Da mitteleuropäische Gegenstücke fehlen, interpretierte Hans Drescher [ebd. 356] sogar einen Holzrest bei Tostedts Kirche als „Glockenpfahl“ und suchte die Nähe zur sog. *Canino-Glocke*, die aus Viterbo Umgebung stammt und in den Vatikanischen Museen verwahrt wird; Höhe 45,5 cm. Ihre Datierung spricht Bände:

„Die Canino-Glocke wird allgemein ins 7./8. Jahrhundert, »um 800« oder ins 8./9. Jahrhundert, doch ist hier [...] zu beachten, daß der bei der Inschrift verwendete Buchstabentyp eher ins 9./10. Jahrhundert zu setzen ist“ [Drescher, 356].

Auf der Folgeseite steht „9. Jahrhundert“ [ebd. 357] und bleibt so innerhalb der genannten Zeitspanne von **600 bis 1000**. Auf jeden Fall soll die Canino-Eiform der ottonischen Haithabu-Glockenform vorausgegangen sein, obwohl

Wikipedia [↔ Bienenkorbglocke] beide Glocken derselben Formgruppe zuweist. 14 Jahre später sah die Sache anders aus. Bei einer erneuten Großausstellung in Paderborn – *Credo Christianisierung Europas im Mittelalter* – wurde die Canino-Glocke selbst gezeigt.

„Die traditionelle Datierung der Glocke ins frühe Mittelalter (8. bis 9. Jahrhundert), die auf de Rossis paläographische, ikonographische und morphologische Untersuchungen zurückgeht, wurde kürzlich von Zagari und Piazza mit durchaus schlüssigen Argumenten angezweifelt. Ihnen zufolge würden erstaunliche Ähnlichkeiten mit anderen Glocken insbesondere aus dem nördlichen Mittelitalien auch eine zeitliche Einordnung um das 12. Jahrhundert zulassen“ [Vella 2013, 176].

Die „kürzliche“ Arbeit Zagaris stammt bereits von 1994, war also schon bei der Ausstellung von 1999 bekannt, wurde aber niedergehalten. Würde sie allgemein akzeptiert, wäre der karolingische Glockenspek beendete. Unabhängig davon gibt die *Kleine Enzyklopädie des Mittelalters* eine erstaunliche Antwort:

„Glocken wurden im FMA. in Klöstern (Fulda, Erfurt, St. Gallen, Tegernsee, Reichenau), vom 12. Jh. an von weltl. Handwerkern hergestellt, und zwar zunächst als durch Schmieden und Nietten gefertigte (vasa productilia), **seit dem 10. Jh.** zunehmend als gegossene Werkstücke (vasa fusilia). Das Glockengießen wurde bis ins 15. Jh. als Wanderhandwerk ausgeübt“ [Schels].

Gemäß dieser Quelle gab es also unter Karl weder gegossene Glocken noch die dafür notwendigen Gruben! Die Suche wäre sinnlos.

Bei geringer Größe lässt sich eine Glocke auch schmieden, so wie das heute noch bei Kuhglocken gemacht wird.

„Die ersten Glocken wurden von Schmieden meist aus Eisenblech hergestellt und vernietet; vgl. dazu den **Saufang** als die älteste erhaltene Glocke Deutschlands aus dem 7. bis 9. Jahrhundert. Auch heute werden durch manche Kunstschmiede noch große und kleinere Glocken – meist aus einem Stück – im offenen Feuer gefertigt“ [wiki ↔ Glocke].

Im *Kölner Stadtanzeiger* ist das 2015 noch einmal bekräftigt worden: „Der »Saufang« ist die älteste Glocke Deutschlands“ und stammt der Legende nach aus der Zeit um 650 [Schock-Werner]. Köln ist das wichtig, nachdem diese 15 kg schwere Schmiedearbeit dort im Stadtmuseum aufbewahrt und auf 613 datiert wird [Schels]. Sie besteht aus drei geschmiedeten Eisenblechen, zusammengehalten von kupfernen Nägeln. Aber die Datierung? Trotz schöner Legenden für das 7. Jh. gilt: „Die heutige Glockenkunde hingegen datiert den Saufang auf das **9. Jahrhundert**“ [wiki ↔ Saufang]. Doch diese Spätdatierung wird von der oberbayerischen Konkurrenz übertrumpft.

„Südlich von Murnau bei Ramsach wacht die kleine Kirche St. Georg über das Moos. Sie gilt als die älteste Kirche rund um den Staffelsee [...] und birgt ein außergewöhnliches Kleinod, das seinesgleichen in Europa sucht: Seit Menschengedenken wird dort eine etwa sechzig Zentimeter hohe, aus Eisenblech geschmiedete Hand-Glocke aufbewahrt, wie sie von den irischschottischen Wandermönchen, die Bayern missionierten, geläutet wurden. Nachgewiesenermaßen stammt sie aus dem **8. Jahrhundert** und ist damit wohl die älteste Glocke Deutschlands“ [ramsach].

Es gibt obendrein eine bistümliche Bekräftigung, ist doch diese Glocke „nach neuesten Untersuchungen durch den Vorsitzenden des Beratungsausschusses für das Deutsche Glockenwesen Dipl.-Ing. Kurt Kramer, Karlsruhe und den Archäologen Dr. Stefan Winghart vom Bayrischen Landesamt für Denkmalpflege, München, höchstwahrscheinlich im **8. Jahrhundert** entstanden. Entstehungsort der Glocke ist mit großer Sicherheit das westschottische Inselkloster Iona bzw. dessen Umfeld“ [bistum].

Demnach gilt sie trotz insularer Provenienz als die „älteste christliche Glocke des Europäischen Festlands“ [bistum]; immerhin wird sie nicht mehr dem Umkreis des irischen Missionars Columban (um 600) zugeschrieben.

Eines wird auf jeden Fall von dieser kleinen Studie erhellt: Die naturwissenschaftlichen Spezialisten für Glockenklang und -material können sich nur schwer von einigen schönen Legenden, Chroniken und Lokalkolorit lösen; das sichert der Karls- wie der Karolingerzeit ihr Weiterbestehen.

Zum Ausklang

Die damalige Ostmark soll nicht unbeachtet bleiben, liegt aber immer nur an zweitbesten Positionen:

„Die älteste Glocke in Österreich (11. Jahrhundert) läutete bis vor wenigen Jahren in der Kirche von Maria Schmerzen am Freudenberg (Pfarre Ggiring, Kärnten) und befindet sich jetzt im Diözesanmuseum in Klagenfurt. Die älteste datierte Glocke (1200) befindet sich in St. Martin am Ybbsfeld (Niederösterreich)“ [Austria-Forum ↔ AEIOU ↔ Glocke].

In **Erfurt** gibt es „die Gloriosa, die größte, frei schwingende mittelalterliche Glocke der Welt, über den Dächern von Erfurt“ [Fischer]. Sie ist 1497 für den Mariendom gegossen worden, fast 14,5 t schwer und trotz aller Kriegswirren vor dem Einschmelzen bewahrt worden. Das gilt nicht für die beiden größten Glocken im deutschen Sprachraum. **Wien** kann sich an hohen Festtagen am Klang der ‘Pummerin’ mit ihren 20,1 t erfreuen. Sie ist 1951 gegossen worden, unter Verwendung der Trümmer, die der Zweite Weltkrieg von der ‘Alten Pummerin’ aus dem Jahr 1711 übrig gelassen hat. Im **Kölner** Dom hängt die größte freischwingende Kirchenglocke, der ‘Dicke Pitter’ mit rund

24 t, im Jahr 1923 gegossen. Sie oder er ist die Nachfolgerin der 'Gloriosa' von 1875, eingeschmolzen im Ersten Weltkrieg. Auch die St.-Petersglocke wird nur an hohen Festtagen und zu besonderen Anlässen geläutet, sofern sie nicht wie 2011 ihren 800 kg schweren Klöppel abwirft.

Literatur

- Austria-Forum* = <http://austria-forum.org/af/AEIOU/Glockenbistum> = *Bistum Augsburg · Geschmiedete Eisenblechglocke des Ramsachkircherls „St. Georg“ bei Murnau*;
<http://www.bistum-augsburg.de/index.php/bistum/Gottesdienst-und-Liturgie/Amt-fuer-Kirchenmusik/Glocken/Historische-Glocken/St.-Georg-Ramsach> Haagen,
Drescher, Hans (1999): Die Glocken der karolingerzeitlichen Stiftskirche in Vreden, Kreis Ahaus; in: Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): 799 · *Kunst und Kultur der Karolingerzeit* (3 Bände); Zabern, Mainz, II: 356-364
Fischer, Klaus (2012): Das älteste Instrument der Welt · Glocken aus fünfzehn Jahrhunderten; *Deutschlandradio Kultur*, 24. 12.
drk = http://www.deutschlandradiokultur.de/das-aelteste-instrument-der-welt.1013.de.html?dram:article_id=23216
Haagen, Friedrich (2015): *Geschichte Aachens von seinen Anfängen bis zum Ausgange des sächsischen Kaiserhauses (1024)*; Salzwasser, Paderborn ('1868)
Iggensbach = https://www.geocaching.com/seek/cache_details.aspx?wp=GC54W9F&title=die-aelteste-kirchenglocke-deutschlands&guid=1df45f10-21e3-4a0a-923d-b34c90551f71
Lullusglocke = <http://www.fr-online.de/rhein-main/lullusglocke-europas-aelteste-kirchenglocke,1472796,2760164.html>
lwl (2016): Älteste Glockengießergrube Deutschlands gefunden. Grube in Dülmen gehört zu den ältesten auf dem Kontinent; *LWL Presse-Info*, vor dem 22. 01.
ramsach = <http://mystische-orte.de/orte/deutschland/bayern/das-ramsachkircherl-bei-murnau>
Schels, Peter C.A. (o.J.): *Kleine Enzyklopädie des Mittelalters*;
<http://u01151612502.user.hosting-agency.de/malexwiki/index.php/Glocke>
Schock-Werner, Barbara (2015): Ausstellung im Museum Schnütgen · Der »Saufang« ist die älteste Glocke Deutschlands; *Kölner Stadt-Anzeiger*, 28. 11.
<http://www.ksta.de/koeln/--sote-saufang-aelteste-glocke-deutschlands,15187530,32659196.html>
Vella, Alessandro (2013): Die Kirchenglocke »von Canino«; in Stiegemann, Christoph / Kroker, Martin / Walter, Wolfgang (2013): *Credo · Christianisierung Europas im Mittelalter*. Band II: Katalog; Imhof, Köln, II: 174-176
wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.www.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Frankfurt-Höchst und seine Justinus-Kirche

Eine 1225-Jahres-Würdigung durch Heribert Illig

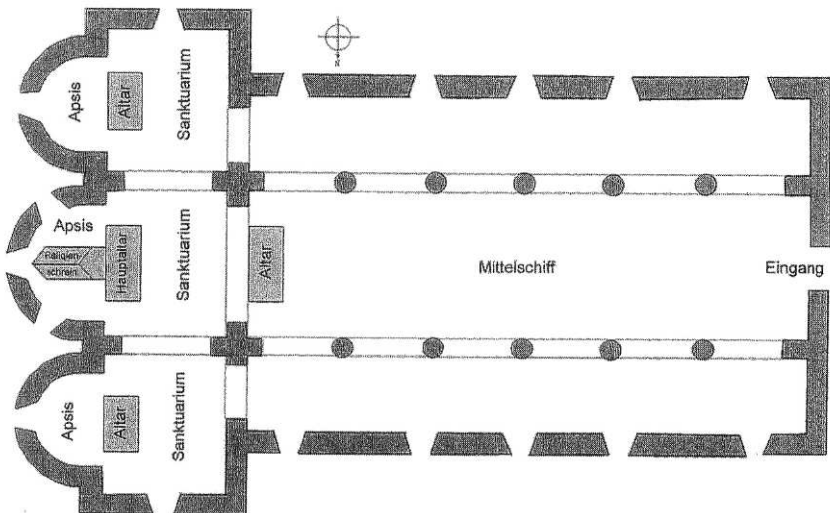
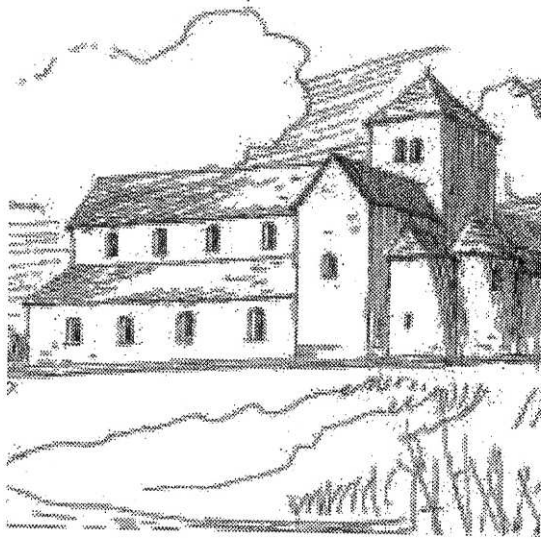
Eine bislang von mir kaum erwähnte Kirche aus der Karolingerzeit ist die Justinus-Kirche in Höchst [Illig, 240]. Dort wurde jetzt die Hostato-Straße, einst die Kaiser-Straße, noch früher die Kleine Taunusstraße, für ein hessisches Förderprogramm angemeldet. Die Eingemeindung zu Frankfurt bescherte der Stadt zwei Kaiserstraßen und damit einen unhaltbaren Zustand. Höchst verzichtete damals auf 'seinen' Kaiser und ersetzte ihn durch seinen wackeren Knappen.

Das *Hostato-Lied* ist eine gerne geglaubte Legende: Knappe Hostato eilte 778 vom spanischen Schlachtfeld, von Roncesvalles bis zu seinem Karl, der am Main weilte. Der Überbringer einer schlechten Nachricht wäre in diesem einen Fall nicht erschlagen, sondern zum Ritter geschlagen worden, worauf Karl obendrein den Grundstein für die Justinus-Kirche legte. Schön ersonnen – allerdings erst von Georg Calaminus (d.i. Rorich) im 16. Jh. Den Namen Hostato hatte er dem Lorscher Codex entnommen, wo Höchst **790** als Villa Hostato genannt wird. Doch das ist falsch: Aus Hohstedin (hohe Stätte) machte der Lorscher Autor seinen Hostato, dabei wäre Villa Hoste richtig gewesen [Grodensky]. Aber wie hätte er, der erst kurz vor 1200 den Codex anlegte, wissen sollen, wie der Ort einst geheißen hätte? Richtig, er hatte ja mehr als 3.800 einzelne Urkunden vor sich, die er abschrieb und dann – es dürfte ein sehr kalter Winter gewesen sein – restlos verheizte. Die Jahreszahl 790 wurde außerdem der Justinus-Kirche als Gründungsjahr unterschoben, obwohl sie anderen Quellen zufolge der Mainzer Erzbischof von 830 bis 850 bauen ließ. Geweiht wurde sie von Hrabanus Maurus, der bis zu seinem Todesjahr 856 auch als Erzbischof von Mainz gewirkt hätte. (Die Liste der Mainzer Bischöfe ist bis ins 1. Jh. zurückgefälscht worden [wiki → Liste der Bischöfe von Mainz].)

Auf jeden Fall eine karolingische Kirche, aus Höchster Sicht eine der ältesten Deutschlands. Allerdings lässt sich das leicht widerlegen. Denn was kündigt *Wikipedia* [→ Justinus-Kirche Höchst]:

„Der Rest der karolingischen Anlage ist jedoch erhalten: die beiden anderen Altarräume, das Mittelschiff mit seinen kleinen Rundbogenfenstern, die flache Decke, die Seitenschiffe und vor allem die zwei mal fünf Rundsäulen mit ihren korinthisierenden Kapitellen, die zu den bedeutendsten Werken karolingischer Bildhauerkunst gehören.“

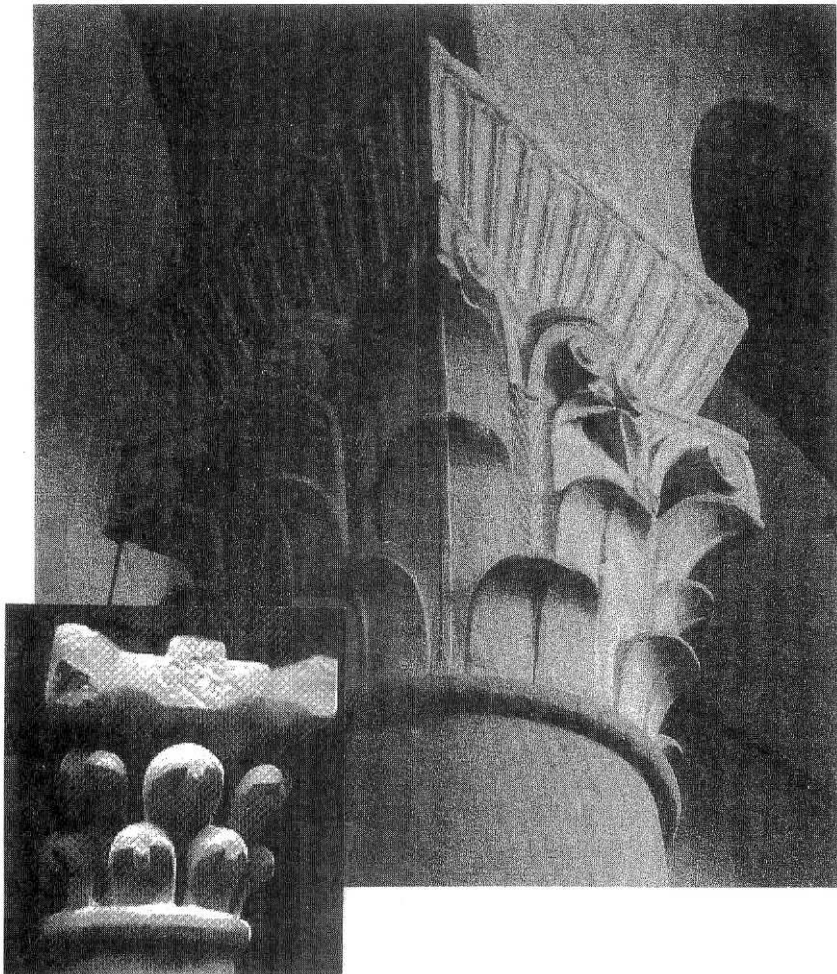
Der Karolingerzeit werden sehr viele Kapitellformen zugeschrieben, wie später auch der Romanik, aber kaum eine Kirche mit einheitlichen Kapitellen.



Justinus-Kirche: Ansicht der Kirche und rekonstruierter 'karolingischer' Grundriss
 [www.justinuskirche.de; wiki → Justinuskirche (Höchst)]

„Gegenüber allen anderen erhaltenen karolingischen Kirchen ist einzigartig, dass alle Kapitelle und Kämpfer gleich gearbeitet sind, von kaum wahrnehmbaren kleinen Abweichungen in Verzierungen abgesehen“ [justinus].

Neun identische, „nördlich der Alpen einzigartigen Kapitelle“ [Flyer] – das zehnte ist nur roh angenähert – mit einer bereits sehr vereinheitlichten, abstrah-



Justinus-Kirche: eines der neun Kapitelle, die ein korinthisches Kapitell imitieren [4bp.blogspot.com] / Zum Vergleich: ein ebensolches, allerdings kleineres Kapitell am Hl. Grab von Gernrode, wohl kurz vor 1100 [gernrode]

hierten Form lassen sich den Karolingern schwerlich zuschreiben. Auch die von ihnen gestützten Arkaden entsprechen mit ihrer sauberen Verfüzung und Glättung keineswegs einer Zeit, die noch 120 Jahre vor dem Beginn der ottonischen Architektur angesetzt wird. *Wikipedia* sieht das genauso, ohne es allerdings zu bemerken:

„Die Architektur zeigt Ansätze zur Raumdurchdringung mit Bildung eines Querschiffs und einer Vierung und steht damit an der Schwelle zur Hochromanik“ [wiki ↔ Justinus-Kirche Höchst].

„Schwelle zur Hochromanik“: Diese treffende Einschätzung stammt von Wolfgang Metternich [161], der sich über viele Jahre mit diesem vorrangigen Kulturdenkmal beschäftigt hat. Dethard von Winterfeld [30] hat schon vor längerer Zeit kritisiert, der Raum der Justinus-Kirche sei „für karolingische Kirchen ungewöhnlich steil“. Allerdings musste er für diese Aussage die Aachener Pfalzkirche ausklammern, gilt doch ihr Innenraum mit einer Relation von mehr als 2 : 1 für Höhe zu Durchmesser als steil. Und ihr fehlen zwar die Kapitelle an den Arkaden, aber sie besitzt in ihren Säulengittern 32 fast identische kleinere Kapitelle. Insofern lässt sich für beide Kirchen an eine ähnliche Datierung denken. Ähnliches gilt für die Größe der Kirche:

„Die Kirche, die für die Siedlung Höchst viel zu groß war, sollte als Machtsymbol gegen den Königshof in Frankfurt stehen“ [wiki ↔ Justinus-Kirche Höchst].

Und es kommt für Höchst noch schlimmer:

„Höchst, also Hostedin, ist wohl im sechsten, siebten Jahrhundert langsam entstanden, ganz ohne Karl den Großen, aus einem Weiler von drei Bauernhöfen. Erst 830 entwickelte sich mit dem Bau der Justinuskirche ein richtiges Dorf“ [Grodensky].

Da wäre also zwischen drei Bauernhöfe eine hochragende dreischiffige Kirche gebaut worden, worauf sich um den Bau ein Dorf, sogar „ein richtiges Dorf“ gebildet habe. Würde nicht die Wallfahrtskirche im schwäbischen Steinhausen als ‘schönste Dorfkirche der Welt’ gelten, dann stünde der Höchster Kirche dieser Titel zu.

‘Selbstverständlich’ gibt es auch hier die exakte, passgenaue naturwissenschaftliche Datierung: „Eine dendrochronologische Untersuchung eines Mauerrankers ergab das Baudatum 850 +/- 8 Jahre“ [Metternich, 160]. Die oben genannte „Schwelle zur Hochromanik“ lässt sich dagegen zwischen 1050 und 1070 sehen.

Wann entstand dann dieser sog. Karolingerbau? Entweder vor 1024, weil in diesem Jahr in Höchst eine Synode des Mainzer Erzbischof mit fast allen seinen Suffragan-Bischöfen stattfand. Da dies noch immer sehr früh käme, ist eher an 1090 zu denken:

„1090 ging die Kirche als Schenkung an die Benediktiner von St. Alban in Mainz über. Die Kirche wurde in Schriften des Stifts gezielt als einsturzgefährdet bezeichnet; St. Alban erhielt auf diese Weise als Dreingabe weitere Ländereien und Privilegien in Höchst. Renovierungsarbeiten an der angeblich baufälligen Kirche fanden jedoch nicht statt“ [Justinus].

Doch diese Quelle widerspricht sich selbst, weil sie für 1090 einen Turm über dem mittleren Altarraum entstehen sieht, eine Aufstockung, die häufig die Grundmauern überfordert. Möglicherweise ist damals die Kirche neu gebaut oder in die Form gebracht worden, die wir kennen, wenn wir einmal von dem spätgotischen Chor absehen, dem die drei 'karolingischen' Apsiden zum Opfer gefallen sind. Für diesen späteren zeitlichen Ansatz gibt es einen weiteren möglichen Hinweis: „in der Frühromanik um 1090 erhöht“ [Frankfurt], auch wenn diese Zeit bereits zur Hochromanik gehört. 1090 liegt dicht bei 1100, jener Grenze, nach der ich die Aachener Pfalzkirche ansetze.

Ergänzen lässt sich, dass in St. Justinus ein urtümlicher, ebenfalls als karolingisch eingeschätzter Kreuzifixus verwahrt wird. Allerdings wird er auf derselben kirchlichen Website [justinus] wiederholt als ottonischer Kreuzifixus gezeigt und bezeichnet, womit sich dieses mögliche Problem erledigt. Und Karl? Muss Höchst damit auf ihn verzichten?

„Karl der Große ist immerhin im Herbst 794, als er von Frankfurt in Richtung Aachen reiste, durch Höchst geritten. Oder hat vom Schiff aus einen Blick auf den Weiler Höchst geworfen. Wenn er nicht gerade mit anderen Dingen beschäftigt war“ [Grodensky].

So oder ähnlich wird es zweifellos gewesen sein...

Literatur

flyer = Ankündigung für das Buch von Wolfgang Metternich: *Die Justinus-Kirche in Frankfurt a. M. - Höchst*; Erscheinungstermin September 2016

frankfurt = FRANKFURT.de *St. Justinuskirche*;

[http://www.frankfurt.de/sixcms/detail.php?id=3866&_ffmpar\[_id_inhalt\]=32827](http://www.frankfurt.de/sixcms/detail.php?id=3866&_ffmpar[_id_inhalt]=32827)

Grodensky, George (2015): Frankfurt-Höchst. Tue Gutes und rede darüber; *Frankfurter Rundschau*, 10. 12.

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf

justinus = Justinus-Kirche Höchst am Main; [Kirchenpräsentation im Internet]

<http://www.justinuskirche.de/>

Metternich, Wolfgang (1989): Die Justinus-Kapelle in Frankfurt-Höchst. In: *Frankfurt am Main und Umgebung. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland Bd. 19*; Theiss, Stuttgart

wiki = Wikipedia *Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel Winterfeld, Dethard von (1993): *Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms und ihr romantisches Umland*; Würzburg

Italien: Die Leere der Fülle

Heribert Illig

Mein Buch Wer hat an der Uhr gedreht? wird voraussichtlich im Mai auf Italienisch erscheinen. Um diese Lesergruppe gezielter anzusprechen, erhält es ein zusätzliches Kapitel über Italien in den dunklen Jahrhunderten. Es erscheint hier auf Deutsch.

Welche Kulturlandschaft wäre reicher als die italienische? Als junger 'Capo' für Studienreisen hat der Autor darüber gestöhnt, was es dort alles zu sehen und zu erläutern gibt: vorgeschichtliche Funde, Griechisches, Etruskisches, Italisches, Römisches, Byzantinisches, Romanik, Gotik, die Überfülle an Renaissance, Manierismus und Barock, Klassizismus und von da weiter bis zur Gegenwart. Ein einziges Zeitfenster muss mit viel weniger Objekten auskommen: das Frühmittelalter, als wenn dafür andere Regeln gelten würden. Dieses Buch will zeigen, dass für dieses Zeitfenster tatsächlich andere Regeln gelten.

Langobardische Herrschaftsgebiete

Vor allem Rom war während der Völkerwanderungszeit wiederholt von Invasionen betroffen: 410 durch Alarichs Westgoten, 455 durch Geiserichs Vandalen, 472 durch Ricimers germanische Hilfstruppen und 546 durch Totilas Ostgoten. Doch das waren auf Plünderung angelegte Beutezüge. 568 drangen die Langobarden von Pannonien nach Italien vor und setzten sich in Ober- und Mittelitalien fest. Ihr Weg führte sie über Istrien – in Pinguente/Buzet finden die Archäologen erste Begräbnisse – zunächst nach Cividale. Dort im östlichen Friaul gründeten sie ihren ersten Herzogsitz. Von da aus breiteten sie sich über die Po-Ebene und nach Süden aus, um auch rings um das heute umbrische Spoleto und das kampanische Benevent eigene Reiche zu errichten. Ihr König Alboin wählte sich 572 Pavia als Residenz; zu seinem Reich gehörten bis zu 35 Herzöge (duces) [Birken, 123]. So gesehen wären nicht nur reiche Einzelfunde, sondern auch architektonische Überreste zu erwarten, sollten doch zumindest die Herzöge nicht in Holzhütten gelebt haben.

Aber die Archäologen müssen einräumen: Die Fundsituation ähnelt der bei den mit ihnen verwandten baierischen Agilolfingern. Von ihnen sind weit über 20 Pfalzen, also herzogliche Sitze in Altbayern und im Salzburger Raum schriftlich überliefert [Illig/Anwander 2002, 107-112]. Doch der Spaten der

Ausgräber hat noch keinen einzigen Stein auch nur einer Pfalz zutage gefördert, wie noch 2013 der Archäologe Manfred Lehner bei einer Podiumsdiskussion einräumen musste [Illig 2013b]. Grabungstechnisch sieht es bei den Langobarden ebenso aus wie bei Baiern und Franken: Da man praktisch nur Gräber findet, entsteht der Eindruck, diese Völker hätten nicht in Häusern, sondern in ihren Gräbern gelebt. Diesen Eindruck vermittelte im Jahr 2000 auch die Ausstellung *Il futuro dei Longobardi. L'Italia e la costruzione dell'Europa di Carlo Magno*. Denn die meisten Exponate stammten aus 48 Gräbern, die von der Mitte des 6. bis zur Mitte des 8. Jh. stammen sollen. Über 90 Prozent dieser Gräber stammen aus der Zeit vor 650, 68 Prozent aus der Zeit vor 614.

Aber wie werden die Grabbeigaben datiert? Man dürfte wie in Deutschland generell davon ausgehen, dass christliche Gräber ab 700 einsetzen; sie sind beigabenlos, anders als die heidnischen Gräber. Allerdings wird auch überliefert, der hl. Columban wäre 612 auf Einladung durch König Agilulf nach Bobbio gekommen, um von dieser Klostergründung aus die arianischen Christen zu missionieren. Also waren die Langobarden damals bereits christianisiert – Columban hatte zuvor in Mailand einen Streit wegen der Nestorianer geführt, einer weiteren christlichen Sekte – und sollten schon seit ca. 600 auf Grabbeigaben verzichten haben. Dementsprechend müssen alle Gräber mit Beigaben in die Zeit vor 600 rücken.

In **Cividale** werden im *Museo Archeologico* ebenfalls Grabfunde ausgestellt. Bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass sie durchwegs der Zeit von 568 bis ins erste Viertel des 7. Jh. zugeschrieben, wenn man von einem späteren Einzelgrab absieht. In anderen sog. Herzogstädten Oberitaliens fehlen derartige Museen, auch Spoleto kann trotz des *Museo Archeologico Nazionale* wenig aus seiner langobardischen Zeit präsentieren.

In der gerade fertiggestellten Kirche **San Michele Maggiore** zu **Pavia** ließ sich Friedrich I. Barbarossa 1155 mit der sog. eisernen Krone zum König der Langobarden krönen. Doch von der angeblich vorangegangenen langobardischen Bauphase soll sich allein das Untergeschoss des unscheinbaren Glockenturms erhalten haben. Die Krypta wird zwar manchmal auf 642 datiert, wird jedoch von romanischen Kreuzgratgewölben gedeckt und deshalb zu Recht dem späten 11. Jh. zugewiesen. Die ältere Kirche **San Pietro in Ciel d'oro** wird bereits für 604 schriftlich erwähnt; sie birgt (vermutlich) die Gebeine des hl. Augustinus und die des Gelehrten Boethius, aber die erhaltenen Bauteile stammen aus der Zeit ab 1132, als ein Neubau die zerstörte alte Kirche ersetzte.

Etwas mehr kann **Monza** bieten. Zwar stammt auch sein **Dom** aus der Zeit ab 1300, aber hier soll bereits Theodelinde, 589 bis 616 Königin der Lango-

barden und Italiens, im Jahr 595 für ihren Witwensitz ein *oraculum*, also ein Gebetshaus in Auftrag gegeben habe. Vom nahe gelegenen Palast hat sich nichts erhalten [Messner, 9]. Noch präsent ist der Brautschatz dieser Königin, auch wenn nicht alle Teile dazugehört haben müssen.

- Unbezweifelbar war die Schutzhülle eines Evangeliars ihr Eigentum, ist sie doch mit ihrem Namen beschriftet: „ziemlich sicher um 600“ [ebd. 10].
- Das sog. Pektoralkreuz besteht aus einem inneren Kreuz „aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts“ [ebd. 12], „während das Schutzkreuz etwas später entstand und eine römische Arbeit anlässlich der Schenkung sein dürfte“, also um 603 [ebd. 12].
- Die Krone der Theodelinde wird zu „Anfang des 7. Jahrhunderts“ gesehen [ebd. 14].
- Das Kreuz des Agilulf stammt vom „Anfang des 7. Jahrhunderts“ [ebd. 21].
- Die größten Datierungsprobleme wirft der wunderschöne Tafelaufsatz mit Henne und sieben Küken auf. Er ließe sich „grob um 600“ festsetzen, aber Magda von Barany-Oberschall nennt Datierungen „vom 7. bis ins 12. Jahrhundert“ [ebd. 21], weil ihn keineswegs alle Forscher als spätantik einschätzen.
- Die berühmte eiserne Krone der Langobarden, mit der sich auch deutsche Kaiser krönen ließen, dürfte „aus der Spätantike“ stammen und in karolingischen Zeiten seine Endgestaltung erfahren haben [ebd. 24]; bei *de.Wikipedia* wird abwechselnd von 5. und 10. Jh. gesprochen. Die „karolingischen Zeiten“ entstammen ¹⁴C-Messungen, die die eigentlichen Materialien des Schmuckstücks – mit einem Durchmesser von 17 cm zu klein für eine ‘richtige’ Krone – nicht prüfen können und in sich widersprüchlich sind [ebd. 21]. Ob der eingearbeitete Eisenreif aus einem Nagel Christi geschmiedet ist, muss für unser Anliegen nicht geklärt werden.

In Anbetracht dessen, dass der Autor für das erfundene Mittelalter die Zeit von September 614 bis August 911 vertritt, lässt sich der Schatz am Ende der Realzeit, also vor 614 ansetzen; sie setzt sich direkt im 10. Jh. fort. Schätzungen für Teile des Schatzes bis ins 10., ja 12. Jh. verlangen geradezu die Nichtexistenz der Zeit bis 911.

Unter den alten Langobardenstädten stünde **Verona** weit oben. Denn mit seiner reichen römischen Vergangenheit sollte es auch den Übergang zum hohen Mittelalter hinreichend mit Bauwerken belegen können. Nach erfolgreicher Belagerung der Stadt und seinem Sieg über die Langobarden, 773, hat Karl d. Gr. seinen Sohn Pippin als König von Italien installiert, der Verona als Regierungssitz auswählte. Doch von seinen in der Literatur berichteten **Palästen** ist dem Archäologen nichts bekannt. Der **Dom** kündigt zwar von Karls Herrlichkeit, indem vor dem Portal mit Roland und Oliver zwei seiner Paladine als Statuen dargestellt sind, Auch die Benediktinerabtei **San Zeno**

vor den Mauern der Stadt würde gerne an Pippins Herrlichkeit teilhaben: Sie soll von ihm gegründet worden sein. Aber materielle Belege gibt es dafür nicht. Die heute sichtbare Kirche wurde erst Ende des 11. Jh. begonnen. Warum neben ihrem Portal die Höllenfahrt des arianischen Theoderich 600 Jahre später zur Darstellung kam, ist ungeklärt (s. u.).

Wer zwischen all den späteren Kunstschatzen Veronas auch dem frühen Mittelalter begegnen will, muss *Santa Maria Antica* besuchen, berühmt wegen der Scaliger-Grabmäler an und neben der Kirche. Der sichtbare Bau stammt erst aus dem späten 12. Jh., soll aber einen langobardischen Bau des 7. Jh. ersetzt haben, der 1117 einem Erdbeben zum Opfer gefallen ist. Doch die Frage nach faktischen Belegen bekommt nur eine schwache Antwort: „Der einzige überdauernde Überrest des 7.-Jh.-Gebäudes ist das Fragment eines schwarz-weißen Mosaik-Bodens“ [en.wiki → Santa Maria Antica, Verona].

In der größten Stadt der Lombardei, die selbstverständlich auch zu Zeiten der Langobarden eine wesentliche Rolle gespielt haben muss, also in **Mailand**, gibt es zwar mit *Sant'Ambrogio* eine frühchristliche Kirche, aber keine Bauphasen des frühen Mittelalters. Der Bau stammt aus dem 4. Jh., wovon aber nur wenige Fragmente überdauert haben. Als frühmittelalterliche Erweiterung gelten Chor mit Krypta, die aber beide im Barock neu gestaltet worden sind. Deutlich fallen die Erweiterungen ab dem 11. Jh. ins Auge.

Der *Paliotto*, die Altarverkleidung unter dem zentralen Ziborium, bildet „das Hauptwerk der karolingischen Goldschmiedekunst“ [Marienlexikon III: 513; vgl. Siepe, 96]. Seine goldenen und silbernen Tafeln scheinen unverrückbar karolingisch zu sein: Eine Urkunde von 835 nennt ihn, auf ihm steht der Name Angilbert für den abgebildeten Erzbischof Angilbert II. (824–859), der den Rechtecknimbus der Lebenden trägt. Trotzdem gab und gibt es stilistische Kritik an seiner Datierung. Geäußert hat sie Max Zimmermann [196; vgl. Siepe, 97], der nach zahlreichen Stilanalysen das späte 12. bzw. frühe 13. Jh. vorschlug. Dabei war ihm noch nicht bewusst, dass der rechteckige Nimbus gerade auch dann zum Einsatz kam, wenn ein Lebender in fiktiver Zeit charakterisiert werden sollte (s.u.). Insofern müssten erst Zimmermanns Einwände entkräftet werden, bevor man unbedacht bei der Datierung ins 9. Jh. bleibt.

Südlich des Po liegt das dank Giovannino Guareschi weltbekannte Städtchen **Brescello** in der Reggio Emilia. Hier stritten nicht nur Klerikale und Kommunisten nach 1945, sondern Brixellum wurde 572 von den Langobarden erobert und vielleicht zu einem ihrer vielen Herzogssitze erhoben. Bei Auseinandersetzungen mit den Byzantinern überfielen 603 die Langobarden unter König Agilulf neuerlich den Ort, der nach dieser Zerstörung und mehreren Überschwemmungen ab 610 unbewohnbar wurde. 'Offiziell' wird die nun

Brescello benannte Ansiedlung erst im 12. Jh. wieder besiedelt. Es gibt allerdings einen schriftlichen Hinweis, dass Bonifaz I. als Markgraf von Canossa-Tuszien (ca. 985–1052) auch ein Kloster in Brescello beschenkt hat. Wie dem auch sei: Für die dunklen Jahrhunderte ab 614 gibt es aus dem Ort kein Lebenszeichen; gleichwohl hat sich sein Name über leere, siedlungslose Zeiten erhalten.

Anders lief die Geschichte in **Cremona**. Ebenfalls von Agilulf zerstört, wäre es bereits 615 neu erbaut worden, doch archäologische Spuren dieses Neuanfangs fehlen [vgl. Illig 2008b, 345].

Um wenigstens eine langobardische Kirche zu sehen, kehren wir nach **Civiale** zurück. Hier steht der sog. *Tempietto longobardo*, die kleine, eigentümlich gegliederte Kirche *Santa Maria in Valle*. Sie wird der Zeit kurz vor dem Angriff Karl d. Gr. zugeordnet, der 774 die Langobarden unter ihrem letzten König Desiderius besiegte und aus der Geschichte verabschiedete. Zunächst die Datierung des seltsamen Baus:

„Sicher ist hingegen, dass der Bau selbst und auch die Stuckdekorationen und die Freskenmalereien Anfang der zweiten Hälfte des VIII. Jahrhunderts (etwa um das Jahr 760) ausgeführt wurden“ [*civiale*].

Sein fast quadratisches Kirchenschiff ist gewölbt und geht in eine Apsis mit drei parallelen Gewölben über. (Um die Klosterklausur zu schützen, betritt man die Kirche heute in dieser Apsis, nach einer Passage hoch über dem Natisone.) Die ursprüngliche Eingangswand ist mit Stuckarbeiten, insbesondere mit sechs Märtyrerinnen oder heiligen Jungfrauen geschmückt. Der Türbogen unter ihnen verbindet ein beschwingtes Weingeranke mit einem steifen, stereotyp wiederholten ‘Bretzel’-Motiv; als untere Begrenzung zeigt der Türsturz recht lebloses, also spätes ‘langobardisches’ Flechtwerk (s. u.). Alle diese Arbeiten gelten als byzantinisch, obwohl in Ostrom keine größeren Plastiken geschaffen worden sind. Obendrein taumeln auch die Datierungen dieser Frauendarstellungen durch die Zeiten: vor dem 8. Jh. (Strzykowski), 8. Jh. (Venturi, Bertaux, Cecchelli), 9. Jh. (Lorenzoni), 12. Jh. (Cattaneo), 13. Jh. (Zimmermann), erneuert im 13. Jh. (Kayser). Da sie aber doch möglichst noch langobardisch sein sollen, wird die Jahreszahl 760 (Gioseffi, L’Orange, Mor, Torp) bevorzugt, daneben auch 810 (Lorenzoni, Peroni) genannt [Toesca, 816; Pavan, 239].

Aber beide Jahreszahlen sind aus einem einfachen Grund nicht möglich: 1222 wurde die Kirche von einem Erdbeben in ihren Grundfesten erschüttert, die flache Holzbalkendecke stürzte ein, der nun verfallende Bau blieb bis mindestens 1242 ohne Dach [Brozzi, 33]. Es hätte einer ganzen Engelschar bedurft, um das empfindliche Stuckwerk vor der herabstürzenden Decke und dann für zwei Jahrzehnte vor Regen und Schnee zu schützen. Diese Dekora-

tion ist also mit großer Sicherheit nach 1222 geschaffen worden. Beim Wiederaufbau wurde ein Kreuzgewölbe über dem Hauptraum angebracht.

Dieser überaus späte Ansatz kann untermauert werden. Denn es gibt weder langobardische noch byzantinische noch karolingische Großplastik. Die ähnlichsten Gegenstücke finden sich erst im 12. und 13. Jh. nördlich der Alpen, z.B. in Gernrode, Quedlinburg, Erfurt, Gröningen oder Halberstadt. In St. Michael zu Hildesheim stehen acht weibliche Figuren über den Kapitellen der Seitenschiffwand, etwas kleiner als die von Cividale; vergleichbar sind auch die dortigen Bogenornamente mit den Ornamentbändern von Cividale. Die einzige karolingische Großplastik wurde lange im Kloster **Müstair** in Graubünden gesehen, keinen Kilometer von der italienischen Grenze entfernt: eine Stuckfigur Karls des Großen neben der Apsis. Heute stammt sie nicht mehr aus dem 9., sondern aus dem 12. Jh. So wird sie im *Deutschen Historischen Museum* zu Berlin datiert, für das ein Kunstharz-Abdruck gegossen worden ist [dhm]. Im italienischen wie im deutschen *Wikipedia*-Eintrag wird inzwischen jede Zeitangabe vermieden.

Aber wie das so ist mit dem Datieren: Immer wieder werden andere Kunstwerke veraltet, um den dunklen Jahrhunderten zu etwas Glanz zu verhelfen. So besitzt **Brescia** das Terrakotta-Brustbild („stucco dipinto“) einer *Madonna mit Kind*, das vom Heiligenschein bis zur Taille 0,90 m misst und damit ohne Nimbus einer noch unterlebensgroßen Höhe von 1,50 m entspricht. Es ist dem „*pieno età romanica*“ und damit dem 12. Jh. zugeordnet worden. Für die Ausstellung des Jahres 2000 in Brescia wurden Strohreste an der Rückseite nach der physikalischen Radiokarbonmethode (¹⁴C) in ein Intervall datiert:

„innerhalb dieses Intervall lassen sich als die wahrscheinlichsten Datierungen jene betrachten, die in der Mitte des 9. Jahrhunderts oder wenige Jahre davor liegen“ [Bertelli/Brocio, 494; Übersetzg. HI].

So veralteten Kunsthistoriker gegen ihren Sachverstand ein Kunstwerk um 300 Jahre, weil sie es viel zu selten wagen, eine naturwissenschaftliche Methode zu kritisieren. Ähnliches geschah in den letzten Jahren immer wieder. Erinnerung sei nur daran, dass allein zwei große Kreuzfixe aus dem 12. Jh. dramatisch veraltet worden sind: 2005 das *Enghausener Kreuz* von ‘um 1200’ auf ca. 895 – seitdem die „älteste monumentale Christusdarstellung überhaupt“ [de.wiki ↔ Enghausener Kreuz]. 1999 wurde das *Udenheimer Kreuzifix* aus dem Mainzer Dom von ca. 1150 ebenfalls ins 9. Jh. umdatiert, doch immerhin das stößt in Fachkreisen noch heute auf Widerstand [vgl. Illig 2005a, 111-114]. Die ‘Krönung’ der radiometrischen Umdatierungen war vielleicht die Umdatierung eines prähistorischen Mauerrings in einen merowingerzeitlichen von ca. 700: die sog. „*Heidenmauer*“ um den Odilienberg im Elsass. Seit

2003 wird vergeblich versucht, diese Diskrepanz aufzulösen [vgl. Illig 2004, 260 f.]. Doch zurück nach Cividale.

Auch die Form der Dreifachapsiden mit Paralleltonnen im Tempietto hat ein angeblich viel späteres Gegenstück. *San Pietro al Monte* oberhalb von *Civate* gilt ebenfalls als langobardische Gründung: 772 durch König Desiderius, in einsamem Gelände, das aber schon in Römerzeiten bebaut gewesen war und im 9. Jh. Kloster genannt wird. Gleichwohl wird dieser Bau unbeirrt der Zeit um 1100 zugerechnet [etwa Borghi, 23]. In seine östliche Apsis ist der Eingang eingefügt worden und erinnert auch deshalb an Cividale. Hier in Civate werden die parallelen Kreuzgewölbe von Säulen gestützt, während in Cividale die drei Tonnengewölbe auf zwei Architraven ruhen. Diese Lösung dürfte die etwas ältere sein. Somit lässt sich der Tempietto in Cividale vor 1100, aber im 11. Jh. ansetzen – und damit rund 300 Jahre später, deutlich nach der erfundenen Zeit.

Das *Museo Cristiano* in Cividale bewahrt den *Ratchis-Altar*, gestiftet zu Ehren von Herzog Pemmo. Er gilt als Meisterwerk langobardischer Reliefkunst. An seinen drei Steinplatten fallen die 'Birnenköpfe' der Figuren auf. Der unbefangene Betrachter wird sie als primitive Kunst der Zeit um 750 akzeptieren. Allerdings begegnen die gleichen Köpfe auch im Pyrenäenbereich. Berühmt ist der Türsturz von *Saint-Genis-des-Fontaines* mit acht derartigen Köpfen. Er ist zudem eines der wenigen Kunstwerke, die durch eine Inschrift präzise datierbar sind: auf 1019/20. Damit erhalten wir einen klaren Hinweis auf den Wiederbeginn abendländischer Steinplastik nach der Römerzeit. Sie entsteht mit noch ganz primitiven Kapitellen ungefähr ab dem Jahr 1000, z.B. in der Krypta von *St-Bénigne*, Dijon. (Diese Kirche wurde übrigens von Wilhelm von Volpiano gebaut, der 962 auf der Isola San Giulio im Lago d'Orta während der Belagerung durch die Ottonen geboren wurde, die hier noch Thema wird [vgl. Illig 2005b].) Ist demnach auch der Ratchis-Altar hier einzuordnen?

Wir finden auf ihm eine zweite Datierungshilfe. Dargestellt ist die Anbetung durch die Heiligen Drei Könige. Bekanntlich spricht das Neue Testament nicht von Königen, sondern von Magiern, Weisen oder Gelehrten aus dem Osten [Matthäus 2,1-12]. Deshalb wurden sie lange mit phrygischen Mützen dargestellt, wie sie vom Mithras-Kult her bekannt waren. Doch zwischen 990 und 1015 wandelt sich die Darstellung hin zu Kronen [Illig 2014b]. Am Ratchis-Altar ist dieser Übergang mit Händen zu greifen. Dargestellt werden offenbar drei Kopftücher, die jeweils einen kleinen, zweigestuften dosenartigen Aufsatz tragen, vielleicht eine byzantinische Krone. Damals ist die phrygische Mütze bereits überholt, aber die Wiedergabe von Kronen wird noch nicht beherrscht. Damit rückt der Ratchis-Altar definitiv in die Zeit bald nach 1000.

Erwähnt werden soll noch die Kirche *Santa Maria foris Portas* von **Castelseprio** (nordwestlich von Mailand) mit ihren Fresken, weil sie zeitlich so schwer einzuordnen sind. Nach Entdeckung der Fresken 1944 und ihrer Freilegung ergaben sich beim Datieren erhebliche Diskrepanzen: zwischen 7. und 10. Jh. oder sogar zwischen 6. und 14. Jh. Erst als naturwissenschaftliche Datierungen ein Intervall zwischen 778 und 952 erbrachten, sah man zumindest das Bauwerk in der ersten Hälfte des 9. Jh. entstehen [en.wiki ↪ Castelseprio (archaeological park)]. Trotzdem blieb etwa Reiner Sörries 1996 [117] bei einem Unsicherheitsintervall zwischen 7. und 10. Jh. [vgl. Siepe, 134 f.].

Aus hier vertretener Sicht kann die Freskierung nach 600 einsetzen und sich über 614|911 hinweg im 10. Jh. fortsetzen. So würde die rätselhaft lange Entstehungszeit auf eine verstehbare Zeitspanne reduziert. Doch vor Klärung aller strittigen Fragen sollte keine Seite diese Kirche als Argument heranziehen.

Wenn wir von den Bauwerken zu den *Königsurkunden* der Langobarden überwechseln, gibt es eine Überraschung. Von den vorhandenen 68 Exemplaren entfallen 24 als Fälschungen des späten Mittelalters und des 19. Jh., weitere 32 als Fälschungen des Hochmittelalters. Carlrichard Brühl [1970, 12] hat als Herausgeber dieser Urkunden nur 14 Exemplare gefunden, „die inhaltlich echt und in der Textüberlieferung als einwandfrei bezeichnet werden können“. Aber deswegen sind auch sie noch keine Originale. Denn sie werden mit nur einer Ausnahme der Zeit vom 9. bis zum 13. Jh. zugerechnet, entstammen also nicht einmal langobardischer Zeit. Eine einzige Urkunde könnte aus dem 8. Jh. stammen, lässt sich aber mangels Vergleichsmöglichkeiten auch nicht als Original bezeichnen [ebd. 13].

So lässt sich festhalten: Die Langobarden, die von 568 bis 774, also gut 200 Jahre in weiten Teilen Italiens gelebt und geherrscht haben sollen, haben viel zu wenige Spuren für eine so lange Zeit hinterlassen. Deshalb hat man immer wieder versucht, romanische Bauten oder Kunstwerke in diese leere Zeit zu verlegen. Doch dieses willkürliche Auffüllen einer Leerzeit lässt sich – wie hier gezeigt – nachweisen. Bringt man die Artefakte in ihre eigentliche Entstehungszeit zurück, dann ist diese Volksgruppe nur von 568 bis 614, also keine 50 Jahre lang unter ihrer Bezeichnung Langobarden aufgetreten. Nach 911 sind sie selbstverständlich unverändert da, werden aber – obwohl nirgends von neuen Eindringlingen die Rede ist – nunmehr als Lombarden bezeichnet.

Das eigentliche Ende der Langobarden findet denn auch nicht 774, sondern im 10. Jh. statt. Nach dem Tod von Kaiser Berengar (reg. 915–924) formieren sich neue Kräfte in Italien. An die Spitze tritt sein Enkel Berengar II. von Ivrea, der aber an den Hof Ottos I. fliehen muss und 952 das Königreich

Italien als Lehen erhält. Schon das relativiert die langobardische Herrschaft deutlich. 961 ruft der Papst König Otto I. gegen die Lombarden zu Hilfe. Dieser zieht im selben Jahr nach Rom zur Kaiserkrönung, nachdem er in Pavia mit der eisernen Krone der Langobarden gekrönt worden ist.

(Der Hilferuf von Papst Stephan II. anno 754 an König Pippin gegen die Langobarden ist bei Richtigkeit der hier vertretenen These ebenso eine Rückprojektion wie der Feldzug Karls des Großen 774 gegen die Langobarden samt seiner Krönung in Pavia mit der eisernen Krone zum König der Langobarden und seiner Kaiserkrönung um 800 in Rom.)

Nach seiner Kaiserkrönung besiegt Otto I. den König von Italien, damals Berengar II. Er musste wegen Ottos Sohn Liutgard bereits 956 auf die befestigte Isola San Giulio im Lago d'Orta flüchten. 962 flüchtet auch seine Gattin Willa auf diese Insel. Beide werden gefangen genommen und müssen im selben Jahr nach Bamberg ins Exil, wo Berengar 966 stirbt. 967 führt Otto I. Spoleto, Capua und Benevent zusammen, also die südlichen langobardischen Herzogtümer, und belehnt Pandulf I. Eisenkopf mit diesem Gebiet. Nach Meinung des Verfassers ist erst jetzt die langobardische Herrschaft beendet. Auch hier ist ein Zeitsaum von sicher einem Jahrzehnt anzunehmen, in dem der Übergang von 614|911 'geglättet' worden ist. Die gesamte Zeit der Langobarden/Lombarden zwischen 568 und 967 reduziert sich von 399 auf 102 Jahre, also auf ein gutes Viertel. Das entspricht der faktischen Fundmenge viel besser.

So wie für das Geschick der Langobarden diese Isola di San Giulio von entscheidender Bedeutung war, so groß war die Bedeutung der *Isola Comacina* im Comer See für die Architektur. Von ihr sollen die berühmten comaschischen Baumeister stammen, die wiederum mit den sog. langobardischen Flechtwerken verbunden sind [Kutzli, 125-129]. Die Tradition beruft sich auf die Gesetzessammlung von König Rothari aus der Zeit um 643, fortgeführt bis 866; bereits sie benennt die „magistri comacini“. Nun waren die 568 eingewanderten Langobarden zwar mit Holzbau, nicht aber mit Steinbau vertraut. Hätten sie bereits 75 Jahre später Handwerksgesetze für bis heute unbekannt gebliebenen Bauten benötigt, „das älteste bekannte Bauhüttengesetz, vierhundert Jahre vor den Bauhütten der gotischen Dome“? [Kutzli, 122] Angesichts derartiger Zweifel nimmt es nicht wunder, dass die ersten Comasken erst 1030 am Dom von Speyer in nachgewiesene Erscheinung treten, also mehrere Jahrhunderte später in der Romanik.

Das *Flechtwerk* wiederum ist keine langobardische Erfindung, sondern scheint ursprünglich aus dem koptischen Kulturkreis Ägyptens zu stammen. Von dort überquerte es das Mittelmeer, um auf beiden Seiten der Adria nach

Norden zu wandern. Weil es nun einmal langobardisch und deshalb vor 774 gepflegt worden sein soll, finden sich in Oberbayern etliche derartige Flechtwerke, die in die Zeit vor 787 und damit in die Zeit des letzten Agilolfinger-Herzogs gelegt werden – das schönste erhaltene Ensemble stammt aus Ilmünster und wird in München ausgestellt. Allerdings werden die entsprechenden Flechtwerke Österreichs durchwegs ins 9. Jh. datiert. So hätte diese Steinmetztradition bei ihrem Zug nach Norden zunächst Österreich übersprungen und Bayern direkt beeinflusst, um dann in den Alpenraum ‘zurückzuschwappen’ [Illig/Anwander, 227-259]. Alle derartigen Ungereimtheiten können mit der These vom erfundenen Mittelalter beseitigt werden. Dazu gehört auch das Rätsel, warum Paulus Diaconus seine *Geschichte der Langobarden* ausgerechnet dann abbricht, als er sie selbst als Zeitgenosse miterlebt hätte, nämlich bereits 744 und nicht erst 774. Die Begründung, er habe den Untergang seines Volkes nicht schildern wollen, wirkt bei einem historisch Denkenden deplatziert, zumal er sich jahrelang ohne Skrupel am Hof des Siegers, also Karls des Großen aufgehalten habe. Diese traurige Legende ist nach Meinung des Autors frühestens im 11. Jh. erfunden worden.

Offen bleibt die Frage, wie weit sich während dieser doch viel kürzeren Zeit die germanische Komponente mit der ursprünglich römisch-romanischen Gemeinschaft vermengen und durchdringen konnte. Ein anderer Einfluss bleibt unverändert. Er bezieht sich auf die vom Arianismus auf das römische Christentum überwechselnden Langobarden:

„Laut [Magda von Barany-]Oberschall war Theodelinde die »seelische Tochter« Papst Gregors. Genau dieser Beziehung verdankt der Nachwelt womöglich [...] ein katholisches Italien“ [Messner, 27].

Ein Bauwerk der Langobarden ist uns nur in Cividale begegnet. Ausstellungen von 1999 in Paderborn und 2000 in Brescia demonstrierten die Zeit Karls des Großen in Mitteleuropa und speziell bei den Langobarden; und sie demonstrierten zwei weitere Bauten, der eine dicht bei Spoleto, der andere etwas weiter entfernt. Der *Tempietto sul Clitunno* wirkt wie ein bereits in der Antike begonnenes Bauwerk, das später mit Hilfe von Spolien umgebaut worden ist. Die Kirche *San Salvatore* bei Spoleto erschreckt den Besucher mit ihrer scheinbaren Hinfälligkeit. Mit den Architraven über Säulen und Pfeiler, allesamt Spolien aus antiken Gebäuden, wirkt sie unbedingt frühchristlich (Ende des 4. Jh.). Aber 1999 wurde sie in Paderborn von John Mitchell zu einer 753 durch Herzog Desiderius gegründeten Klosterkirche gemacht, also ‘langobardisiert’. Zur ‘Begründung’ wurde lediglich auf eine Steinplatte verwiesen, die einem ravennatischen Kompositionsschema des 6. Jh. folge und es verfeinert habe [Stiegemann/Wemhoff, 96]. Das Gleiche gilt für den Tempietto sul Clitunno:

„Beide Bauten sind etwa zur gleichen Zeit wie S. Maria in Valle in Cividale entstanden und gehören demnach in die erste Hälfte oder in die Mitte des 8. Jahrhunderts. [...] Sowohl S. Salvatore als auch der Tempietto fallen durch ihr ausgesprochen römisches Gepräge auf, vor allem in ihrer hervorragenden Bauskulptur und in den Friesinschriften der drei Eingangsportiken. Selbst die Fresken im Innern des Tempels sind in einem ungewöhnlich retrospektiven Stil gehalten“ [ebd. 97].

1999 musste einfach alles für Franken und besonders Karolinger bürgen, selbst „ausgesprochen römisches Gepräge“ der Antike. In Brescias Exposition wurden nur ein Jahr später beide Gebäude dem 4. bis 6. Jh. zurückgegeben [Bertelli/Brogio 2000, 296, 25]. Anders als in Paderborn konnte sich kunstwissenschaftlicher Sachverstand gegen Karlsverklärung durchsetzen, obwohl es laut Ausstellungstitel um „la costruzione dell'Europa di Carlo Magno“ ging.

Toscanische Impressionen

Zwischen Lombardei und der ewigen Stadt liegt nicht nur Umbrien, sondern auch die Toscana, für viele Deutsche das Kulturland schlechthin. Wie mag es hier mit langobardischer oder karolingerzeitlicher Architektur stehen? Der Rundgang wird nicht sehr lang, wenn wir uns dem bewährten Kunst-Reiseführer von Klaus Zimmermanns anvertrauen [1996 = Z].

Beginnen wir ihn in **Pisa**, das zwar selbst keine Funde beisteuern kann. Doch nahe dem Meer und nahe einer früheren Arno-Mündung steht die bekannte Kirche *San Piero a Grado*.

„Die jetzige Kirche wurde vermutlich bereits im 10. oder frühen 11. Jh. errichtet. [...] Die dreischiffige basilikale Anlage erinnert noch an frühchristliche und ravennatische Basiliken. Doch sind hier die Mittelschiffsfenster kleiner und höherliegend, so daß im Obergaden viel Fläche für Fresken vorhanden ist. Die 24 Säulenschäfte und die Kapitelle sind zum größten Teil antiker Herkunft“ [Z. 90].

Obwohl sie frühestens im 10. Jh. gebaut worden ist, besteht also Verwandtschaft mit den ravennatischen Kirchen des 6. Jh. Auch die kleinen Fenster erinnern an Ravennas Kirchen, bei denen allerdings keine Fresken wie in der gleichzeitigen ottonischen Kunst nördlich der Alpen gemalt, sondern Mosaik gelegt worden sind. Außerdem wurden bei *San Piero a Grado* zwei Vorgängerbauten aufgespürt: eine Apsis aus dem 4. und eine weitere aus dem 6./7. Jh. [Z. 90] All das steht einem Streichen der dazwischenliegenden Zeit nicht im Wege.

In **Lucca** ist allenfalls das im Dom gezeigte, berühmte *Volto Santo* sehr alt, habe doch dieses „Heilige Antlitz“ 782 auf einem Boot ohne Besatzung bei Luni angelegt. Für Kunsthistoriker ist es eine Arbeit des 11. Jh. [Z. 102].

Camaiore bei Viareggio: „Am Ortsende steht die im 11. Jh. errichtete Kirche der **Badia San Pietro**, deren Ursprünge ins 8. Jh. zurückgehen“ [Z. 121; Hvhg. H1]. Die *It. Wikipedia* [↔ Badia di Camaio]re] kann nur ergänzen, dass die Badia für 761 in zwei Urkunden erwähnt wird, während von Relikten aus dem 8./9. Jh. keine Rede ist.

In **Pistoia** wurde die Kirche **San Pietro Maggiore** „im Jahre 748 von Langobarden gegründet. Der untere Teil der Fassade und die rechte Außenseite des jetzigen Baus entstanden in pisanisch-romanischem Stil, vermutlich um 1263“ [Z. 137]. Es gibt also keine Überreste aus dem 8. Jh., so wenig wie von der Kirche **San Bartolomeo in Pantano**, erbaut ab 1159 [Z. 137]:

„Eine erste Kirche bestand schon seit dem 8. Jh. außerhalb der Stadtmauer in einem Sumpfgelände, daher die Bezeichnung *in pantano*, im Sumpf“.

Pistoia bietet auch noch eine dritte scheinbar frühmittelalterliche Kirche. „Im 8. oder 9. Jh. wurde die Kirche **Sant'Andrea** als eine Pfarrkirche vor den Toren der Stadt gegründet. Die jetzige erweiterte Gestalt geht im wesentlichen auf die Mitte des 12. Jh. zurück“ [Z. 138]. *De. Wikipedia* [↔ Sant'Andrea (Pistoia)] spricht von einem Neubau zwischen 1160 und 1170; auch hier klafft eine Lücke von bald drei Jahrhunderten.

„Bei **Loro Ciuffenna**, einem charakteristischen, gut erhaltenen Pratomagno-Dorf im Tal der Ciuffenna, liegt eine der schönsten romanischen Landkirchen der östlichen Toscana: die **Pieve San Pietro de Gropina**. Sie war ein Geschenk Karls des Großen an die Abtei von Nonantola bei Modena (780). Die jetzige Kirche wurde wohl Ende des 12. oder Anfang des 13. Jh. begonnen“ [Z. 218].

Ergrabene Fundamentreste werden zwei schriftlich genannten Vorgängerbauten zugeordnet: einer Kapelle des 4. Jh. und der Klosterkirche des 8. Jh. [de.wiki ↔ Pieve San Pietro a Gropina]. Da frühe Fundamente selten aus zubehauenen Steinen bestehen, sind beide Zuordnungen fraglich.

„Unterhalb von Pienza, im Orcia-Tal (etwa 1 km vom westlichen Stadttor entfernt), liegt die alte Taufkirche des Orts, die **Pieve San Vito di Corsignano**, in der Pius II. getauft wurde. Wie so oft, wurde auch diese Taufkirche bei einer Quelle errichtet (»prope frontem Rustilianici«, so ein Dokument des 8. Jh.). In der jetzigen Gestalt erbauten sie vermutlich lombardische Baumeister um 1200“ [Z. 285].

„An einem Südhang des Monte Amiata liegt in 812 m über dem Meeresspiegel eine der ältesten Abteien der Toscana – die **Abbazia San Salvatore**. 743 gründete sie der Langobardenkönig Ratchis. [...] Im Jahr 1036 wurde die jetzige einschiffige Kirche mit Querschiff in Anwesenheit von 18 Bischöfen und Kardinälen geweiht“ [Z. 289].

Einmal mehr liegt eine schriftliche Quelle vor, aber kein relevanter Fund.

Die **Abbazia di Sant'Antimo**:

„Die 813 zum ersten Mal erwähnte, vielleicht von Karl dem Großen gegründete Benediktinerabtei zählte im Mittelalter zu den reichsten der Toscana. [...] Nach einer Schenkungsinschrift auf den Altarstufen wurde die Kirche vor 1118 begonnen. [...] Die sich rechts an die Kirche anschließende sogenannte Karolingische Kapelle stammt möglicherweise aus der Gründungszeit des Klosters, vor 813. Das Mauerwerk aus rohbehauenen Steinen in unregelmäßigen Reihen, in dieser Art auch noch im 11. Jh. üblich, unterscheidet sich deutlich von den glatt geschnittenen Quadern des Kirchenbaus des 12. Jh.“ [Z. 291].

Hier schien sich erstmals – dank Antonio Canestrellis Einschätzung von 1912 – ein karolingerzeitliches Bauwerk zu finden, auch wenn das Mauerwerk ebenso gut aus dem 10. oder 11. Jh. stammen könnte und es sich nicht um eine Kapelle, sondern um eine Krypta handelt. Diese Krypta birgt keine Baukulptur. Weil sich aber in der Kirche fünf Türpfosten, zwei Türstürze, einige Kapitelle und drei Säulen finden, die karolingisch sein sollen, wird auch die Krypta als karolingisch erachtet. 2008 erschien von Almuth Klein eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung. Sie zweifelt die schriftliche Überlieferung nicht an, entnimmt aber einer anderen Urkunde einen Kirchenneubau von 1006. Und sie weiß, dass es vor 1000 keine Hallenkrypten gibt, schon gar nicht *neben* einer Kirche. Detailliert weist Klein nach, dass alle diese Bauglieder Parallelen im 11. Jh. haben und kommt zu dem Schluss:

„Durch die Betrachtung ihrer Baustruktur und von Teilen der im Bau des 12. Jahrhunderts verwendeten Bauskulptur, die in die gleiche Zeit wie die Krypta datiert werden, und anhand typologischer Vergleiche wird es möglich, den kleinen Raum zeitlich neu im 11. Jahrhundert anzusiedeln. Mit einer solchen Datierung steht die Krypta nicht mehr als früher Solitär in der italienischen Architektur, sondern erscheint als konsequentes Glied innerhalb der Entwicklung des 11. Jahrhunderts“ [Klein: Zusammenfassung].

Somit kann auch *Sant'Antimo* nicht für die Dunklen Jahrhunderte bürgen (vgl. Illig 2012b). Noch schlimmer für die herrschende Lehre: Mit dieser Krypta wandern auch die von der *Abbazia di Pomposa*, von *San Vincenzo in Prato* (Mailand) und von der *Basilika dei Santi Pietro e Paolo* in *Agliate* aus dem 9. ins 11. Jh. [Klein, Nr. 17]. Es sei wiederholt: Die Wissenschaftlerin zweifelt nicht die urkundliche Überlieferung an – etwa die Gründung der Mailänder Kirche durch König Desiderius, 770 –, sondern beweist, dass die vorhandenen Baurelikte aus dem 11. Jh. stammen. Vom Autor wird darüber hinausgehend betont, dass die schönen Urkunden nichts mit einstiger Realität zu tun haben, sondern spätere Erfindungen sind.

„Die romanische **Pieve Sant’Appiano** liegt ca. 5 km nördlich von Poggibonsi. Sie ist eine der ältesten der Val d’Elsa, bereits im 8. Jh. gegründet. Wer den Innenraum betreten hat, erkennt, daß der Bau nicht aus einem einzigen Zeitraum stammt, sondern sowohl frühromanische, als auch romanische Bauweise miteinander verbindet. Die linke Mittelschiffwand und die Chorkapelle sind älter, wohl aus dem 11. Jh.“ [Z. 354].

Einige Forscher wollen gemäß *it. Wikipedia* [→ Pieve di Sant’Appiano] am Chor noch karolingische Mauerstrukturen erkennen, obwohl die Kirche nach dem Erdbeben von 1171 neu errichtet worden ist und die Apsis nicht älter als die seitlichen Mauern wirkt.

Zuletzt weist Zimmermanns [413] auf das Ziborium in der Kirche **Santa Maria** von **Sovana** hin. Es ist das einzige in Marmor ausgeführte Altaraufbau der Toscana. Wegen des ‘lombardischen Flechtwerks’ wird es im 8. oder 9. Jh. angesetzt, deutlich früher als ‘seine’ Kirche aus dem 12. Jahrhundert. Da das Flechtwerk vom Verfasser im 10. bis 12. Jh. gesehen wird, bleibt das Ziborium weiterhin älter als die Kirche, ohne in den dunklen Jahrhunderten entstanden zu sein.

Als Zwischenergebnis lässt sich für die Toscana festhalten: Angebliche Relikte aus den dunklen Jahrhunderten addieren sich nicht einmal zu einem Dutzend. Auch wenn es weitere Kirchen geben wird, für die eine auf Langobarden oder Karolinger zurückgehende Traditionslinie behauptet wird, ist dieses Ergebnis ernüchternd. In einer an Kunst überreichen Region gibt es von einem fast 300-jährigen Intervall viel zu wenige Artefakte.

Venedig, Aquileia und Grado

Die älteste der drei Städte ist **Aquileia**, dessen römische Funde überbordend sind. Sie wird im 5. und 6. Jh. von Westgoten, Hunnen und Langobarden attackiert oder zerstört, so dass ab 568 der Bischof seinen Sitz in Grado nehmen muss. In der Völkerwanderung wächst das ab 607 so genannte Patriarchat ungemein, erhält es doch Istrien, Westillyrien und sogar beide Noricum und Raetien, also das gesamte Gebiet über die Alpen hinweg bis zur Donau. 567 hatte sich Aquileia im Dreikapitelstreit von Rom ab-, aber 607 ihm wieder zugewendet. Damals gründete das widerstrebende Domkapitel das Patriarchat in Grado. Seitdem gab es zwei Patriarchate, die in Cormons, Cividale, Udine und Venedig residierten, ohne bis 911 relevante Spuren in diesen Städten zu hinterlassen. (In Cividale gibt es einen entsprechenden Palastteil, der lediglich über ein geometrisches Bodenmosaik ins 8. Jh. datiert wird [Bertelli/ Brogiolo, 271].)

Die Basilika **Santa Maria Assunta** steht über Römerbauten des 1. Jh. und erlebt ihre neunte und letzte Bauphase nach dem Erdbeben von 1368. Im 9.

Jh. soll eine Hallenkrypta eingebaut worden sein, doch wird dieser Typus erst nach 1000 entwickelt [vgl. Illig 2013, 368 f.]. Umgestaltet worden ist sie unter Patriarch Poppo bis 1031, ausgemalt erst im 12. Jh. Ihre Kapitelle können durchaus dem Anfang des 11. Jh. zugeordnet werden. Poppo ließ auch die Hauptapsis freskieren. Dort gönnte er sich den Platz unter den Heiligen und Märtyrern zur Linken der Madonna, allerdings kleiner und mit dem goldenen Rechtecknimbus der Lebenden (s. u.; weitere Details zu Aquileia: [Illig 2013a]).

Das römische Castrum diente Bewohnern des Festlands schon früh als Fluchtort. Weil auch der Patriarch seine Residenz in die Lagunenstadt **Grado** verlegte, sind etliche Kirchen samt Vorgängerbauten bekannt, die aber alle vor 614 begonnen worden sind:

- *Basilica della Corte* um 400 und als zweiter Bau 530,
- zugehöriges Baptisterium um 400 und 530,
- *Santa Maria delle Grazie* um 400 und als zweiter Bau 570,
- Petrus-Aula als Domvorläuferbau um 400,
- Bischofspalast 450 oder später,
- Dom (*Basilica di Sant'Eufemia*) und Baptisterium 579.

Doch dem frühen Mittelalter konnten bis 911 nur ein paar später eingefügte Mauern im Bischofspalast zugeschrieben werden, also weder ein eigenständiges Bauwerk noch bedeutende Einbauten.

Das Leben scheint erst kurz vor dem Jahr 1000 weiterzugehen, wenn Grado seinen Palazzo Pubblico erhält. Patriarch Poppo, geborener Wolfgang von Treffen, nimmt die Lagunenstadt 1030 ein; 1156 übersiedelt dieses Patriarchat nach Venedig, auch das von Aquileia fiel im 15. Jh. dorthin. Seit 1451 führt der venezianische Bischof in Nachfolge Grados den Titel Patriarch.

Venedig ist die Lagunenstadt par excellence, entscheidend vergrößert durch vor den Hunnen flüchtende Festlandsbewohner. Der Legende nach wird es seit 697 von einem Dogen geführt, doch der weitere Geschichtsverlauf ist wirr: Eigentlich westlicher Eckpfeiler von Byzanz, wird es 810 von Karls d. Gr. Sohn Pippin, König von Italien, erfolglos belagert, hätte dann den Franken wie den Byzantinern Tribut gezahlt und sich mehrfach von Byzanz getrennt.

Es wäre einfacher, ab Orso II. Partecipazio (912–932) mit Dogen von Venedig zu rechnen, die sich nach 932 zunächst gegen Capodistria/Koper durchsetzen und ab Ende des 10. Jh. die Entwicklung zur adriatischen Großmacht einleiten.

Dreh- und Angelpunkt der alten Stadt sind Dogenpalast und vor allem **San Marco**. Die Baugeschichte seiner Anfänge ist weitgehend ungeklärt, so dass auch der Baubeginn von *San Marco I* im Jahr 829, nach der Inbesitz-

nahme der Reliquien des Hl. Marcus, legendär klingt. Nach dem Abbrennen dieses 'Urbaus' wurde 976 *San Marco II* begonnen, 1063 dann der heute noch bestehende Bau III. Er repräsentiert mit dem zeitgleich begonnenen Dom von Pisa den Beginn der italienischen Großkirchen, später als in Frankreich oder Deutschland.

Auffällig ist, dass sich der Entwurf für *San Marco* an einer scheinbar sehr alten Kirche orientiert hat: an der *Apostelkirche* Konstantinopels, die 550 unter Kaiser Iustinian I. geweiht worden ist. Sie war eine der ersten Kreuzkuppelkirchen, die dann in den fraglichen Jahrhunderten weder in Byzanz noch im westlichen Abendland gebaut worden sind. Auffällig ist auch die Legende um die Reliquien des hl. Marcus. Sie werden 828 in die Stadt gebracht und gehen 976 beim Brand verloren, werden aber 1094 wundersamerweise wiedergefunden. Das erinnert an die sterblichen Überreste des hl. Jakobus, die 816 in Santiago de Compostela beigesetzt worden sein sollen. Vor 1020 ist auf Frauenchiemsee das Grab der hl. Irmengard, vielleicht 866 gestorben, geöffnet und mit einem Bleitäfelchen versehen worden [Illig 2008a, 27]. 1060 ist in Canterbury der Leichnam des 956 gestorbenen Abt Dunstan neu entdeckt worden, identifiziert durch eine Bleitafel. 1191 sind in Glastonbury sogar die sterblichen Überreste des legendären König Artus aufgefunden worden, auch sie an einem Bleikreuz erkennbar. Der Kunsthistoriker und Archäologie Stephan Albrecht [93] konstatierte u.a.

„Die Bergung der Gebeine war offensichtlich von längerer Hand vorbereitet, die Aktion wurde publikumswirksam in Szene gesetzt, und dank einer gut organisierten Propaganda fand die Nachricht von der Entdeckung des Artus schnell eine weitere Verbreitung“.

Interessant daran ist nicht zuletzt, dass neben den 'üblichen' Urkundenfälschungen auch gezielt ältere Schriftarten und -formen eingesetzt wurden [Albrecht, 94]; im konkurrierenden Wells wurden Statuen 'auf alt' erstellt [ebd. 87] und wiederum in Glastonbury wurde eine abgebrannte Kapelle 'auf alt' neugebaut [ebd. 83; vgl. Illig 2006a]. Da muss es nicht wundern, wenn sich auch die Venezianer einen Evangelisten 'gönnten', der wie für Nordspanien in dunkler Zeit 'heimgeholt' worden sein soll. Und es muss nicht mehr wundern, wenn das Ziborium von *San Marco* wegen seiner reliefierten Säulen und der Themenauswahl die Vermutung nahelegt,

„dass hier bewußt die christliche Antike nachgeahmt werden sollte, d. h. eine 'Fälschung' hergestellt wurde, um San Marco mit diesem scheinbar antiken Besitz hohes Ansehen zu verleihen. Dieses Imitat könnte im Jahre 1209, als man die Pala d'Oro neu gestaltete, in Auftrag gegeben worden sein [Lorenzoni in Romanelli, 66].

Heute besteht weniger Interesse an einer gewaltsamen Veralterung der Sere-nissima. *De.Wikipedia* [↔ Venedig: Kirchen] teilt mit, als ältester Sakralraum

gelte die Krypta von *San Zaccaria*. Diese Kirche entstammt der Renaissance und der zweiten Hälfte des 15. Jh., sie ersetzte eine vom Beginn des 15. Jh., diese eine gotische Kirche, diese eine romanische Kirche [Rosemann, 27 f.]. Von ihr stammt die Krypta, die damit ihren Platz im 11./12. Jh. findet.

Rätselhaft bleibt die Krypta von *San Marco*, die 1993 vollständig renoviert worden ist. Vermutet wird, ihr westlicher, vermauerter Teil könnte aus dem 9. Jh. stammen [Lehnert], aber das ist dem überlieferten Wissen geschuldet, bereits damals sei die erste Kirche errichtet worden. In der hier vertretenen Sicht sollten die ältesten Teile der Krypta zu dem Bau von 976 gehören.

Der Kirchenstaat

Rom lag zu Ende der Spätantike, bis 614, bereits im byzantinischen Ducato Romano, also in einem Gebiet, das von der Adria nördlich von Ravenna quer über die Halbinsel zum tyrrhenischen Meer lief und erst unmittelbar vor Montecassino endete. Demnach hat dieses Gebiet bereits in der Zeit um 600 bestanden und mitsamt Rom dem oströmischen Kaiser gehört. Gemäß herrschender Lehre wurde dieser Streifen erst von den Langobarden erobert, dann von Pippin d. J., der ihn aber nicht dem byzantinischen Kaiser zurückerstattet, sondern 754 dem Papst geschenkt hätte, ohne dass der Kaiser eingriff.

Aber Pippin war nicht der erste Schenkende. Vor ihm hätte Kaiser Konstantin d. Gr. bereits Papst Silvester I. mit Rom, mit Italien, ja sogar mit der Westhälfte des Reiches beschenkt. Die dafür zuständigen Fälscher gingen kein Risiko ein und terminierten die Gültigkeitsdauer der Urkunde ultimativ: „*usque in finem saeculi*“, also bis ans Ende der Zeit. Wenn von Fälschern die Rede ist, dann deshalb, weil diese Schenkung immer wieder angezweifelt und schließlich im 15. Jh. der endgültige Fälschungsnachweis von Nikolaus Cusanus und Lorenzo Valla geführt worden ist. Aber ein Geheimnis ist geblieben: Warum wäre die Konstantinische Schenkung um 750, im späten 8. oder im frühen 9. Jh. verfasst worden, ohne dass sie irgendeinen Zeitgenossen interessiert hätte? Die Forschung gibt darauf eine sehr eigentümliche Antwort, die auch für Silvesterlegende, Symmachianische Fälschungen und ebenso für die pseudoisidorischen Fälschungen gelten soll, „den größten Betrug der Weltgeschichte“ [Fuhrmann, 89].

„Kennzeichnend für alle diese Schriften, deren Produktion [...] am Ende der Karolingerzeit ausläuft, ist ihr antizipatorischer Charakter: sie nehmen spätere Einstellungen vorweg und haben entsprechend erst in der Zeit Erfolg, als ihr stabilisierender Wert erkannt wird“ [Fuhrmann, 97 f.].

Man stelle sich einen Mönch in seinem Skriptorium um 800 vor. Sein Abt verlangt von ihm, er solle den Kirchenstaat auf Konstantin zurückführen. Nichts einfacher als das: Er versetzt sich um fast 300 Jahre in die Zukunft und

imaginiert ein Schriftstück, das dann Eindruck machen wird – falls es dann die ihm vertrauten Kaiser und Könige noch geben sollte; am Fortbestehen der Kirche wird er nicht gezweifelt haben. Doch niemand interessiert diese eigentlich unvorstellbare Vision:

„Alle diese Schriften haben sozusagen warten müssen, bis ihre Stunde gekommen war. Keine hat im Moment der Entstehung Entscheidendes bewegt“ [Fuhrmann, 90].

Ist damals auf Vorrat gefälscht worden? Hat man viele tausend Seiten wie im Falle der Pseudoisidorien geschrieben und dann achtlos in eine Schublade gelegt? Wer hätte sich fast 300 Jahre später daran erinnert und nun ihren Wert erkannt?

Mit Verlaub: Das kann nicht funktioniert haben und es hat nicht funktioniert. Ein solches Verhalten, das sich primär auf karolingische Fälschungen bezieht, ist ein verzweifertes Konstrukt, um mit solchen Schriftstücken zurecht zu kommen. Indem auch die Pippinsche Schenkung und ihre Bestätigung durch Karl den Großen einbezogen wird, ist in Bezug auf den Kirchenstaat festzuhalten: Die für alle Päpste – bis ans Ende der Zeit – drei wichtigsten Urkunden sind untergegangen, als ob sie wertlos gewesen wären. Anders betrachtet: Wenn die karolingische Zeit eine fiktive ist, dann müssen auch die Fälschungen später angesetzt werden, nämlich kurz bevor sie Erfolg haben sollten. Niemand unterzieht sich der Mühe, ein Pergamentkonvolut zu schreiben und es dann für Jahrhunderte dem verderblichen Einfluss von Mäusen und Wasser auszusetzen; niemand gibt solchen gefälschten Urkunden das angemessene Aussehen eines Originals, sondern erzeugt von vornherein nur eine 'Abschrift'. So erklärt sich der 'Verlust' wertvollster Originale, nur so erklärt sich das jahrhundertelange Warten auf „ihre Stunde“, nur so erklärt sich die scheinbare Fähigkeit, politische und kirchenrechtliche Evolutionen über Jahrhunderte hinweg zu antizipieren.

Das Gebiet des zukünftigen Kirchenstaats hat es – wie oben erwähnt – bereits um 600 gegeben, als byzantinischen Korridor zwischen langobardischen Gebieten, entlang der Via Flaminia. Trotz dreifacher Besenkung wird für die Zeit zwischen 882 und 914 berichtet: „Daß der römische Bischof auf Grund der Schenkungsurkunden Pippins und seiner Nachfolger über die Ewige Stadt herrschen sollte, war vergessen“ [Goez, 88]. Da hätte also ein weltlicher wie geistlicher Machthaber vergessen, dass er über ein Territorium herrschte? Sollte es damals noch gar nicht existiert haben? Der Verfasser hat andernorts ausgeführt [Illig 1996, 142-148], dass Papst Innozenz III. (1198–1216) als „eigentlicher Schöpfer des Kirchenstaates“ gilt, weil er als erster das Gebiet durch Burgen und eine geordnete Verwaltung absicherte [Goez, 146-148], als hätte es vorher nichts Absichernswertes gegeben. Rechtlich eindeu-

tige Verhältnisse wurden für den Kirchenstaat erst zu Ende des 13. Jh. geschaffen [Goez, 148].

Um 600 gehörte zum Exarchat von Ravenna neben der Pentapolis auch der Streifen des zukünftigen Kirchenstaats bis hin nach Rom. In **Ravenna** residierten ab 402 römische Kaiser, ab 476 der Ostgote Odoaker, ab 493 der Westgote Theoderich, ab 540 bzw. 549 Byzanz; nach 568 bestand das Exarchat von Ravenna. Aus dem 5. und 6. Jh. gibt es noch immer erstaunliche Bauwerke mit außergewöhnlichem Mosaikschmuck, doch in der zweiten Hälfte des 6. Jh. kommt die musivische Kunst zum Erliegen. Was also kündet in dieser einstigen Hauptstadt eines Weltreichs von ihrer Existenz zwischen 614 und 911? Gemäß eigener Recherchen des Autors stehen nur in *Sant' Apollinare in Classe* zwei, drei Sarkophage mit 'langobardischen' Flechtwerkmustern. Wie andernorts ausgeführt, können sie mit größerer Wahrscheinlichkeit vor und wie nach als *in* der Phantomzeit angesetzt werden.

Für den in Ravenna residierenden Theoderich liegt Material vor, das ihn zum historischen Vorbild für die Erschaffung des fiktiven Karls qualifiziert. Beide scheitern am Versuch, für längere Dauer ein römisches Reich germanischer Prägung zu errichten. Beide schaffen sich einen Regierungssitz (in Ravenna ist der Palast ergraben, in Aachen nicht), beide gönnen sich ein Mausoleum (die Grablege Theoderichs ist bekannt, die Karls nicht). Theoderich zieht im Jahr 500 in Rom ein, Karl im Jahr 800. Beide veranlassen aus ihrem Gerechtigkeitssinn heraus eine gerichtliche Untersuchung gegen einen Papst: gegen Symmachus 501, gegen Leo III. 799, also 298 Jahre später; beide Päpste werden jeweils im Jahr darauf rehabilitiert. Beide kümmern sich um Münzstandards und Werterhalt der Währung. Beide Potentaten bauen gerne, wobei Theoderich Spolien aus Rom herbeischaffen lässt, Karl hingegen aus Ravenna samt einer Theoderichstatue. Theoderich galt als illiterat, Karl konnte nicht schreiben. Trotzdem legten beide großen Wert auf gelehrte Männer, die Karl dann weiterschickte, während Theoderich den Boethius hinrichten ließ. Schlussendlich werden beide in der Hölle gesehen: Theoderichs Fahrt zum Satan wird in San Zeno bei Verona im 12. Jh. dargestellt, Karls Höllenaufenthalt wegen Inzest wird bereits von seinem angeblichen Zeitgenossen Walahfrid beschrieben.

So ist geklärt, auf welche Quellen beim Erstellen des Karlsbild zurückgegriffen worden ist: Die körperlichen und geistigen Voraussetzungen hat Otto I. geliefert, ebenso die politische 'Großwetterlage': Heirat mit einer Oberitalien besitzenden Prinzessin, Kriege gegen östliche Steppenvölker wie Awaren oder Ungarn, Kämpfe im Norden gegen Normannen, im Süden gegen Sarazenen. Theoderich steht für bildungspolitische Bemühungen und Bauherrenattitüde, für Eichmaß und Münzgerechtigkeit, für Kirchenpolitik und den korrekten Umgang mit dem Papst [vgl. Epp 2002; Illig 2002, 656-661].

Roms Profanbauten in den dunklen Jahrhunderten

Rom hat uns in diesem Buch bereits beschäftigt; sein Marsfeld demonstriert noch immer zahlreiche Relikte der Selbstdarstellung des Augustus: sein dicht an den Tiber versetzter Friedensaltar, der Obelisk seiner Sonnenuhr, heute auf der Piazza di Monte Citorio vor dem Parlament, die in 8 m Tiefe liegenden, präzise aufgespürten Reste ihres Zifferblattes und der mächtige Tumulus seines Mausoleums – alles zu Beginn der Kaiserzeit. Und an ihrem Ende? Weil der Archäologe Riccardo Santangeli Valenzani endlich auf dem Nerva-Forum von zwei Häusern aus dem frühen Mittelalter berichten kann [vgl. Illig 1999, 429 f.], gibt er Wesentliches der früheren Fundsituation preis:

„Bis vor kurzem wäre es nicht möglich gewesen, auf diese Frage eine Antwort zu geben, da unsere Kenntnis der Stadt Rom im 8. und 9. Jahrhundert sehr dürftig und auf kirchliche Gebäude beschränkt war (Cecchelli 1958, Krautheimer 1980). In den vergangenen Jahren durchgeführte archäologische Untersuchungen haben endlich etwas Licht auf das Rom der ‘dunklen Jahrhunderte’ geworfen“ [Valenzani, 550].

„Das Fehlen von Daten für das 7. und 8. Jahrhundert sowohl von archäologischer als auch von archivalischer Seite“ [ebd. 555]

wird allerdings nicht durch die Überreste zweier Häuser behoben, die ebenso gut im 10. Jh. entstanden sein können, da Keramik des 9. und 10. Jh. (zwangsläufig) sehr ähnlich aussieht. Unbestritten ist ein Wechsel bei den Wohnbauten, deren spätantiker Typus im 6. Jahrhundert endet, während die neue Form mit kompaktem Erscheinungsbild für das 9., 10. und 11. Jh. bestimmend bleibt [Valenzani, 552].

Kirchen Roms

Auf den ersten Blick herrscht im christlichen Rom Baukontinuität, aber nur auf den ersten. Nach den Bauten des großen Konstantin im 4. Jh. finden wir weitere Kirchen im 5. und 6. Jh. Im letzten Viertel des 8. Jh. scheint es einen weiteren baulichen Höhepunkt zu geben. 81-mal nennt Franz Alto Bauer den Namen von Hadrian I. (772–795), wenn es um die Wiederherstellung stadtrömischer Kirchen geht [Bauer, 516 f.]. Die restaurierten Bauten stammen allerdings zum überwiegenden Teil aus dem 4. bis 6. Jh. Und Neubauten? Bauer benennt keine, während Werner Jacobsen [638] in demselben Sammelband *Santa Maria in Cosmedin* nicht nur als Umbau, sondern als Neubau bezeichnet (s.u.). Hadrians Nachfolger Leo III. (795–816) wird 16-mal als Kirchenrestaurator genannt, wobei mit *Santa Susanna* (ab 1593 völlig verändert) und dem Triclinium (ursprünglich Speisesaal; nach zwei Umbauten heute Außenapsis) zwei Neubauten subsumiert sind. Außerdem tritt er als großzügiger Beschenker auf. Allein für das Jahr 807 sind 117 Kirchen, Oratorien und ähn-

liches erfasst, die allesamt mindestens eine Votivkrone oder einen Kronleuchter erhielten. Gleichwohl kommt Bauer [525] zu einem harten Schluss:

„Im heutigen Stadtbild Roms hat sich von den Bauten und Stiftungen der beiden Päpste nur wenig erhalten. Wer jedoch die beiden Biographien Hadrians und Leos liest, der vermag eine Vorstellung von dem Glanz und der Pracht Roms, von dem Funktionieren dieses städtischen Organismus zur Zeit der beiden Päpste zu gewinnen.“

Dieser Glanz, diese Pracht wird von Ferdinand Gregorovius für die Dunklen Jahrhunderte oftmals in Frage gestellt. Und wo sonst könnten wir karolingerzeitliche Herrlichkeit finden?

625 *Santa Agnese fuori le mura*; Honorius I.; Umbau und Mosaik

772 *Santa Maria in Cosmedin*; Hadrian I.; Erweiterung und Mosaik

795 Triclinium des Lateran; Leo III.; Apsismosaik

817 *S. Prassede* mit Zeno-Kapelle; Paschalis I.; Neubau mit Mosaiken

817 *Santa Cecilia in Trastevere*; Paschalis I.; Neubau, Apsismosaik

820 *S. Maria in Domnica*; Paschalis I.; Neubau und Apsismosaik

827 *San Marco*; Gregor IV., Apsismosaik

827 *San Giorgio in Velabro*; Gregor IV., Neubau

847 *SS. Quattro Coronati*, Leo IV., Umbau.

(Ausgeklammert wird die Kirche *Santa Maria Antiqua* auf dem Forum, weil sie bei allen Datierungszweifeln wohl vor 600 erbaut worden ist und ihre Fresken breitgestreut zwischen 5. Jh. und 707 angesetzt werden [en.wiki → Santa Maria Antiqua].)

Die Datierungen erbringen seltsame Querbezüge. So steht *S. Prassede* in architektonischer Abhängigkeit von *Alt-St. Peter* des 4. Jh. [Wisskirchen, 14], während *S. Maria in Cosmedin* eine Apsisform findet, die erst im 11. Jh. im Dom von Torcello aufgegriffen worden ist [Brucher, 21]. Und dem Wechsel zwischen Säulen und Pfeiler in *SS. Quattro Coronati* findet sich als Stützenwechsel in der Romanik des 11. Jh. wieder, etwa im Dom zu Speyer. Bei Streichung dreier Jahrhunderte ergeben sich mit diesen Querbezügen keine Schwierigkeiten mehr.

Nachdem alle diese Kirchen frühchristliche Vorgänger haben und die frühmittelalterlichen, aus schriftlichen Quellen abgeleitete Bauteile häufig späteren Bauphasen zum Opfer fielen, dienen Mosaik als Entscheidungskriterien, zumal Rom bei ihnen eine Sonderrolle gespielt haben soll:

„Nach der Glanzzeit und der Verbreitung der Mosaiken in Ravenna und Rom während des 5. und 6. Jh. kann sich das Wandmosaik in der westlichen Welt wahrscheinlich nur in Rom selbst kontinuierlich entwickeln“ [Bertelli, 165].

Doch gerade in Rom selbst fällt auf, dass zwei erste Lücken von 640 bis 700 und von 710 bis 800 klaffen. Die größte besteht allerdings nach dem Apsis-

mosaik von *San Marco*, das spätestens 844 beim Tod von Gregor IV. fertig gewesen sein soll: Bis 1128 hat sich kein Mosaik erhalten, ist keines bekannt geworden. In diesem Jahr könnte das Apsismosaik von *San Clemente* begonnen worden sein. Ab da kennt Rom wieder Mosaikdarstellungen, so in *Santa Maria in Trastevere*, *Santa Maria Nova* (*S. Francesca Romana*) etc.

Außerhalb von Rom setzt jedoch die Mosaikkunst deutlich früher ein, so im 200 km entfernten Kloster Montecassino unter Abt Desiderius (1058–1087):

„Die Chronik von Monte Cassino sagt ausdrücklich, daß er [Desiderius] Mosaizisten aus Byzanz berief und sodann in seinem Kloster eine Mosaikschule errichtete, damit diese Kunst in Italien nicht untergehe, wo sie seit 500 Jahren nicht geübt worden sei. Allein die Fortdauer der musivischen Technik in Italien widerlegt die Übertreibung des Chronisten [...] weder die Wandmalerei noch die Mosaik[kunst] hatte in Rom aufgehört, geübt zu werden“ [Gregorovius, 290].

Tatsächlich lag diese Kunst in Rom noch rund 60 Jahre länger im Argen. Auf Montecassino, dessen Neubau 1071 eingeweiht wurde, folgte Venedig (1080), Ravenna (1112), Lucca (1112) und erst dann Rom (1128) und das normannische Sizilien (1143). Für Rom stellt sich die Frage, ob seine dritte Lücke tatsächlich bis 1128 reicht. Dazu sind die blauen Rechtecknimbren zu prüfen. Anders als die runden Heiligenscheine sollen sie damals lebende Personen ausgezeichnet haben. Deshalb ‘garantieren’ sie die Datierungen einer ganzen Reihe von Mosaiken und Fresken:

705–707: Papst Johannes VII., Mosaik, Grotten des Vatikans,

741–752: Papst Zacharias, Fresko, *S. Maria Antiqua*,

795–816: Leo III. und Karl d. Gr., Mosaik, Triclinium des Lateran,

817–824: Papst Paschalis I., Mosaik in *S. Cecilia in Trastevere*, *S. Maria in Domnica* und *S. Prassede* (hier auch Papstmutter Theodora),

827–844: Papst Gregor IV., *S. Marco*, Mosaik

847–855: Papst Leo IV., Fresko in der Unterkirche von *S. Clemente*.

In *San Vitale* zu Ravenna gab es die Regel noch nicht. Dort erhielten der lebende Kaiser Justinian und seine Gattin Theodora runde, goldene Heiligenscheine. Kaiserbilder in der *Hagia Sophia* behielten diesen Brauch bis ins 12. Jh. bei. Gelegentlich treten goldene Rechtecknimbren in späterer Zeit auf. Mit einem solchen stellt sich z.B. in dem in Cividale verwahrten Egbert-Psalter aus der Zeit um 980 sein Maler Ruodprecht selbst dar. Ebenso kommt der oben genannte Abt Desiderius als Papst Viktor III. (1086–1087) in einem anderen Codex zur Darstellung.

Doch daraus ist kein blauer, rechteckiger Nimbus ableitbar. Vielmehr lässt sich die These aufstellen: Dieser ungewöhnliche Heiligenschein sollte auf den Wandkunstwerken Lebende zeigen, die in Wahrheit nicht gelebt haben. Das

träfe primär Paschalis I. mit seinen drei Porträts mit blauen Rechtecknimbien. Dieser Papst wirft ein weiteres Problem auf, denn er lässt sein Monogramm in seinen drei Kirchen dreimal an prominenter Stelle anbringen: an der obersten Stelle des Triumphbogens. Diese Position ist in anderen mosaikverzierten Kirchen einer Darstellung oder einem Symbol Jesu Christi vorbehalten. In *S. Clemente* steht dort das Kreuz zwischen Alpha und Omega, in *S. Maria in Trastevere* das Chi-Rho-Symbol; bei den frühchristlichen Mosaiken finden wir das schlichte Kreuz, etwas tiefer gerne die Hand Gottes; in *S. Paolo fuori le mura* ist Christus in persona abgebildet. Paschalis I. hat Christus durch sein eigenes Monogramm verdrängt. Ähnlich souverän hat sich sein Nachfolger Gregor IV. in Szene gesetzt. Er tritt als Stifterfigur gleichrangig mit verschiedenen Heiligen auf, ebenso groß wie der Namenspatron der Kirche, durch einen blauen Heiligenschein erhöht und laut Inschrift ein 'Allerheiligster'.

Wenn mit Paschalis I. nur ein fiktiver Papst heraufbeschworen wurde und in Wahrheit während des Investiturstreits die frühere Macht des Papsttums betont werden sollte, dann wäre es keine Gotteslästerung durch einen amtierenden Papst gewesen, keine Verwechslung von Stellvertreter und Gott selbst, sondern ein Machtsignum gegen König und Kaiser. Nur bei Darstellung einer fiktiven, nimbiierten Papstfigur wäre auch die Heiligung zu Lebzeiten hinnehmbar, die bei einem noch lebenden, realen Papst nicht für christliche Demut spräche.

Paschalis II. (1099–1118) wäre ein guter Kandidat für diese Machtdemonstration. Unmittelbar vor seiner Amtszeit war Jerusalem im ersten Kreuzzug erobert worden, der Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst kulminierte 1116 in seinem absoluten Verbot der Laieninvestitur. Er hätte allen Grund gehabt, die Position des Papstes für die Vergangenheit noch zu stärken. Dazu beigetragen hätte der Umstand, dass Paschalis I. 816 bereits am Tag nach dem Tod seines Vorgängers zum Papst gewählt worden sein soll, also ohne Zustimmung durch Kaiser Ludwig. (Der erste so geweihte Papst war Martin I., 649–655, ebenfalls in fraglicher Zeit [Birken, 128].)

Außerdem war Paschalis I. der Bauherr von *San Clemente* (ab 1108), in dem die römische Mosaikkunst erstmals wieder greifbar wurde. Diese Kirche verdient besondere Beachtung, weil sie wie vielleicht keine andere kontinuierlich durch die Zeiten belegt ist.

Basilica San Clemente al Laterano

Es ist nicht der vatikanische Hügel, der für die längste Kontinuitätsabfolge in Rom bürgt. Zum einen war der päpstliche Sitz im Lateran, zum anderen gibt es zwar mit den sog. Grotten des Vatikans erhebliche frühchristliche Fundstätten unter der Peterskirche, aber dann ist der Hügel eingeebnet worden und

blieb bis heute überbaut. Auch die Belegung der übrigen Nekropolen auf dem Gelände – della Galea, Autoparco, Annona, Santa Rosa – läuft im 5. Jh. aus [Liverani/Spinola, 20], so dass gerade über die dunklen Jahrhunderte hinweg keine Kontinuität gegeben ist.

Anders in *San Clemente*, zwischen Colosseum und Lateran. Hier liegen 17 bauliche Teilphasen zwischen 1. vorchristlichem und dem 15. nachchristlichen Jahrhundert, hier liegen 20 m zwischen der untersten, vorchristlichen und der heutigen Laufschrift. Phase

- 1 (-1. Jh.): Spätrepublikanische oder frühkaiserzeitliche Häuser, auch eine Lagerhalle (*horrea*); +64 zerstört, mit Erde aufgefüllt;
- 2 (+1. Jh.): zwei Gebäude mit Innenhof, zum Teil heute noch zugänglich;
- 3 (2. Jh.): Im Innenhof ein Mithräum, benutzt bis 383/391;
- 4 (3. Jh.): eines der beiden Gebäude wird verfüllt, darüber eine Halle;
- 5 (4. Jh.): Halle wird 385 zur Kirche umgebaut, heute Unterkirche;
- 6a (5. Jh.): Katakombe neben der Kirche;
- 6b (5. Jh.): Baptisterium an der Kirche;
- 7 (vor 535): Steinausstattung (zum Teil noch erhalten);
- 8a (vor 855): Fresken: Leo IV. mit blauem Nimbus, Madonna;
- 8b (11. Jh.): weitere Fresken in der Unterkirche;
- 8c (nach 1084): Nach Zerstörungen u.a. Ausmauerung der Arkaden;
- 9a (vor 1128): Unterkirche wird aufgefüllt, die neue Kirche wird darüber gebaut;
- 9b (12. Jh.): heutige Chorschrankenanlage (mit Teilen von Phase 7);
- 9c (vor 1200): Apsismosaik
- 10 (14. Jh.): Kircheninneres erhält Fresken;
- 11a (15. Jh.): Anbau der Katharinenkapelle;
- 11b (15. Jh.): Fresken von Masolino (und Masaccio) [Carpano, 120-122; Bus-sagli, 168, 205, 271].

Trotz beständigen Erweiterungen, Um- und Anbauten sowie neuen Ausschmückungen fällt auf, dass in den drei fraglichen Jahrhunderten nur die Fresken von Phase 8a hinzugefügt worden sind, noch dazu ein Papstabbild mit blauem Rechtecknimbus, das für uns auf das 11. Jh. verweist. Es müssen also – stilistisch gut begründbar – nur einige Fresken ins 10./11. Jh. umdatiert werden, um in diesem Baukomplex die drei Jahrhunderte gänzlich zu leeren und von der Zeitachse zu eliminieren. Die gute Begründung ergibt sich auch daraus, dass der Beginn der Marienverehrung im Mittelalter nach wie ein Streitthema innerhalb der Forschung darstellt, das gerade mit Hilfe dieser These geschlichtet werden kann [vgl. Siepe, 73-158, insbes. 78]. Insbesondere soll sich Paschalis I. um die *Assumptio Mariae* besorgt haben, die aber erst gegen 1200 bei den Theologen weitgehend unstrittig war [ebd. 152].

So kann selbst Rom mit seinen zahllosen Kirchen und Ausgrabungen beunruhigend wenig Material für das in Frage zu stellende frühe Mittelalter vorweisen. Das Problem ließe sich auf ein einziges Kleidungsstück zuspitzen. Zum Kirchenschatz von *Sankt Peter* gehört

„als das interessanteste und schönste Stück wohl die Dalmatica, die der Überlieferung nach Karl der Große bei seiner Krönung getragen hat, die aber eine byzantinische Arbeit des 10. Jahrhunderts ist“ [Peterich 1998, 204].

Das war der Stand von 1968; zumindest ist damals der Autor Eckart Peterich gestorben. Neuere Quellen sprechen mittlerweile vom 14. Jh. [Christe et al., 240]. Ein solcher mehrfacher Verjüngungsvorgang ist für das frühe Mittelalter keineswegs außergewöhnlich, sondern eher bezeichnend.

Italiens Süden

Auch südlich von Rom bleibt die Ausbeute an Artefakten gering, die bislang den fraglichen Jahrhunderten zwischen 614 und 911 zugeordnet werden. Nicht einmal **Montecassino** kann herangezogen werden. Nach herrschender Lehre gründete der hl. Benedikt das Kloster 529. Dessen Kontinuität kann aber schon deshalb nicht nachgewiesen werden, weil allzu oft die Bauten zerstört worden sind. Das erste Mal geschah das keine 50 Jahre nach der Gründung: 577 durch die Langobarden. 140 Jahre später wurde die Anlage durch Sarazenen (883) zerstört, der Konvent flieht zunächst nach Teano, später nach Capua. Der Zeitpunkt der Rückkehr scheint bekannt: „wiedererrichtet nach dem Willen von Papst Agapet II. erst 949“ [it.wiki → Montecassino]. Allerdings dauert es noch sehr lange, bis die neue Klosterkirche geweiht werden kann: 122 Jahre bis 1071. Erst jetzt setzt die große Zeit von Montecassino ein, in der es auch zu einem Zentrum der Urkundenfälschung geworden ist.

„Jeder Kenner weiß, daß die Abtei Montecassino ein überaus fruchtbares Fälschungszentrum war, wahrscheinlich das fruchtbarste des Mittelalters überhaupt“ [Brühl 1988, 17 f.]

An den Fälschungen war mit Petrus Diaconus auch der Archivar des Klosters Montecassino beteiligt († nach 1135), für Brühl [1970, 193] „die vielleicht interessanteste, gewiss aber produktivste Fälscherpersönlichkeit des Mittelalters“.

1349 bringt ein Erdbeben neue Zerstörungen; danach setzt der Niedergang ein. Seit 1944 das Kloster in Grund und Boden gebombt worden ist, haben die Archäologen noch deutlich größere Probleme mit dem Nachweis der ältesten Klosterbauten.

In **Benevent** zeugt wenig mehr als die Kirche *Santa Sophia* für die Existenz der Hauptstadt des gleichnamigen langobardischen Herzogtums. Vor den Langobarden kamen hier allerdings 545 die Ostgoten unter ihrem König Toti-

la, der sich in dem erstürmten römischen Militärlager niederließ, bevor er 552 starb. Dies will erwähnt sein, weil der Kirchengrundriss sehr eigenwillig, fast singular konstruiert ist: Die Kuppel ruht nicht auf 4 oder 8, sondern auf 6 Säulen. Sie sind von 8 Pfeilern + 2 Säulen umstellt; das ergibt die äußerst seltene Kombination von 6 und 10. Außerdem zeigen die Außenwände jeweils 2 rätselhafte, rekonstruierte Doppelecken. Vermutlich war der Außenbau nicht rund, sondern gezackt. Wie viele Zacken ursprünglich gebaut worden sind, ist unklar. Vielleicht hat sich noch eine dritte, wiederum unvereinbare Grundzahl ergeben.

Ähnlich unorthodox fiel das Mausoleum des Ostgotenkönigs Theoderich in Ravenna aus. Unter- wie Obergeschoss sind außen 10-eckig angelegt, das Obergeschoss ist innen kreisförmig. Unter dem riesigen Deckstein ist auch der Außenbau rund angelegt; doch der Megalith ist ringsum gleichmäßig mit 12 steinernen 'Henkeln' besetzt, die primär für den Antransport gedient haben. Nachdem von den Langobarden keine Kirchengrundrisse bekannt sind, die in irgendeiner Form dem von *Santa Sophia* gleichkommen, lässt sich spekulieren, dass bereits Totila ab 545 diese Kirche mit ihren seltsamen Zahlenverhältnissen bauen ließ. Die Benennung '*Hagia Sophia*' wäre dann gleich nach dem Bau der gleichnamigen Kirche in Konstantinopel gewählt worden.

Auf der gleichen geographischen Breite liegt das apulische **Barletta** an der Adria. Seine normannische Kathedrale *Santa Maria Maggiore* entstand 1126 über einer Basilica von 920 [hierzu Heinsohn 2009, 462 f.]. Auch sie war hier nicht der erste Bau: Darunter lag noch die Basilica paleocristiana Sancta Maria de Ausilio aus dem 6. Jh. Doch diese sei aus unbekanntem Gründen aufgegeben worden. Dieselbe Situation ergibt sich bei *San Valentino* in **Bitonto**: Dieser ebenfalls normannischen Kirche aus dem 11. Jh. ist eine frühchristliche Kirche um einige Jahrhunderte vorangegangen, doch wiederum ohne vermittelnden Bau im frühen Mittelalter.

Der byzantinische Süden soll im frühen Mittelalter von den Sarazenen erobert worden sein. Aber Spuren dieser Eroberung sind selten. Gunnar Heinsohn [2009] hat sich mit dem 'Absatz' des italienischen Stiefels beschäftigt, dem Salento. Im hier dominierenden **Otranto** folgte einem frühchristlichen Bau die heute bestehende Kathedrale *Santa Annunziata* erst um 1080. Auffällig ist die Kapelle *Santa Maria della Croce* in **Casarano**. Die Apsis dieses Baus aus dem 5. Jh. erhielt ihren schönen Mosaikschmuck bereits im gleichen Jahrhundert, doch die Seitenschiffe wurden erst ab dem beginnenden 11. Jh. mit zunächst byzantinisch beeinflussten Fresken geschmückt.

Für die erfundenen Jahrhunderten steht im Salento nur die Höhlenkirche (8./9. Jh.) *San Giovanni* bei **Cutrofiano**, eine nur mannshohe Felsennische. Sie war mit byzantinischen Fresken geziert, wirkt aber gemäß Heinsohn [2009,

460] mit ihrem „Katakombencharakter“ eher frühchristlich. Die Zeiten vor 600 und nach 911 sind im Salento hingegen gut belegt, vor allem ab dem 10. Jh. in Carpignano, Giuliano, Muro Leccese, Sannicola, Uggiano La Chiesa oder in Veglie. Drei Jahrhunderte mit nur einer Höhlenkirche – das klingt wie Platos Höhlengleichnis.

Wie aber steht es noch weiter südlich? In **Sizilien** treffen mehrere Strömungen zusammen: die römische, überlagert von byzantinischen Einflüssen, dazu für Jahrhunderte arabisch-sarazenische Besetzung mit jüdischem Substrat, ab dem 11. Jh. dann von Normannen überlagert. Gerade islamische und jüdische Komponente sollten in mehreren Jahrhunderten Spuren hinterlassen haben. Aber – wie wiederum Heinsohn [2003] untersucht hat – die Realität muss eine ganz andere gewesen sein. Zunächst einmal wäre Sizilien ununterbrochen erobert worden. Die Rede ist von 10 Hauptinvasionen: 651, 669, 700, 703, 720, 740, 753, 805, 812 und 819, begleitet zwischen 727 und 739 von einem Dutzend kleiner Invasionen. Im Jahr 827 wird die Insel dann wirklich von den Aghlabiden überrannt, 831 Palermo erobert und zur arabischen Hauptstadt erklärt – ein ständiges Kriegsgeschehen bis hin zur Vernichtung von Taormina im Jahr 902.

Doch ab 911 geschieht zur Verblüffung der Historiker fast Identisches. Nummehr rennen die Fatimiden an und scheitern an einem gut befestigten Taormina, das nur sieben Jahre zuvor niedergebrannt worden sein soll. Palermo wird 916 erobert und 948 zur arabischen Hauptstadt erklärt. 962 wird Taormina zum zweiten Mal den Byzantinern abgenommen; ab 965 gehört Sizilien den Fatimiden. Ein Jahrhundert später beginnt die 30-jährige Eroberung durch die Normannen, die sich dann von 1091 bis 1194 dort behaupten und ihre heute noch glänzende Architektur hinterlassen.

Die jüdische Minderheit im Frühmittelalter ist auf Sizilien besser untersucht als alle anderen Bevölkerungsgruppen. Sind die Ergebnisse dementsprechend gut?

„Ein Brief Gregors des Großen an einen sizilianischen Kleriker namens Cipriano erwähnt Messinas Juden erstmals im Jahre 594. Im Jahre 604 fordert derselbe Papst den Bischof von Palermo auf, die jüdische Gemeinde für ihre zwecks Kirchenbau enteignete Synagoge zu entschädigen. Das berühmte »weiteres hört man über Siziliens Juden bis zum 11. Jahrhundert nicht« aus der zwölfbändigen *Jewish Encyclopedia* [1901-1906; Eintrag Sicily] bleibt auch im 21. Jh. gültig“ [Heinsohn 2003, 550].

Für die Araber gilt dasselbe wie für die Juden, also das genaue Gegenteil zu den Normannen. Zwar sei **Palermo** – immer gemäß Heinsohn – Ende des 9. Jh. berühmt und volkreich gewesen und es habe eine riesige Moschee und weitere 300 kleinere Gotteshäuser besessen. Palermo hätte (wie noch größere Córdoba) zehnmal so viele Einwohner gehabt wie Rom oder Neapel. Doch

davon will kein Stein auftauchen und Zeugnis ablegen. Da sich nirgends Palermos gewaltige Moschee zeigt, müssen die Kenner von einer zur Moschee gewandelten und wieder rückgewandelten Kirche ausgehen, die man zwar auch nicht kennt, aber konsequenterweise als den Dom identifiziert. Ähnliches gilt für die ganze Insel:

„Andere Zeugnisse islamischer Kultur sind noch weniger auf uns gekommen als die der Lyrik [des 11./12. Jh.]. Wenn man den späteren normannischen Baustil als eine Kombination von byzantinischen und arabischen Elementen bezeichnen kann, dann geht aus dieser Betrachtung nichts spezifisch Moslemisch-Sizilianisches hervor, das nachweisbar wäre [Rill 2000, 105 lt. Heinsohn 2003, 545 f.].

Insofern erübrigt sich eigentlich der Hinweis auf Siziliens zweite Hauptstadt, auf **Syrakus**. Byzantinische Kaiser und Potentaten sollen sie 663, 715, 781 und 825 zur Hauptstadt gemacht haben, die Araber 831. Funde gibt es davon jedoch keine von Gewicht [ebd. 552 f.].

Die hier von der Lombardei aus unternommene Rundreise soll von Sizilien zurück nach Rom führen. An der Westseite des Stiefels ist die amalfitanische Küste weltbekannt, ebenso die Stadt **Amalfi**. Sie genoss schon im 6. Jh. weitgehende Autonomie, sei aber im 9. Jh. noch vor Genau, Pisa und Venedig eine selbständige Seerepublik geworden. An ihrer Existenz in dunkler Zeit zweifelte niemand, habe sie doch 812 Sizilien, 846 Rom gegen die Sarazenen geschützt (s.u.). Doch nach ihrer Erstnennung durch Papst Gregor I. (596) gibt es zwei Jahrhunderte lang keine Erwähnung, für 9. und die erste Hälfte des 10. Jh. lächerlich wenig Nennenswertes. Erst ihre Eroberung durch Otto II. im Jahr 982 findet vor einem realen Hintergrund statt, der dem 10. Jh. angehört.

Luftlinie nur 15 km entfernt liegt **Salerno**. Dort bildet der um 1080 erbaute normannische Dom den frühesten Höhepunkt, wenn man von antiken Funden absieht. In dieser Stadt entstand die *erste medizinische Hochschule* im Raum des späteren römisch-deutschen Reichs. Ihre Wurzeln sind schwer zu greifen, ein Beginn um 900 gilt als eher legendär. Um Lehrbücher kümmerte sich erst Konstantin der Afrikaner, der um 1077 in Salerno wirkte, bevor er nach Montecassino ging. An seinen Übersetzungen fällt zum einen auf, dass er sich häufig plagiatorisch selbst als Urheber bezeichnet. Zum anderen scheint er trotz eigener Studien in Bagdad und Kairo kaum zeitgenössische arabische Bücher übersetzt zu haben. Er konzentrierte sich auf viel ältere Werke. So tradierte er Hunains Augenheilkunde aus dem 9. Jh., die Krankheitsbeschreibungen von Al-Razi (Rhazes, Rasis), gestorben 925, oder auf das Werk von Isaac Judaeus (Ibn Suleiman, gest. 932). Auch das Reisehandbuch von Ibn al-Dschessar aus dem 9. Jh. übersetzte er. Die chirurgi-

schen Ausführungen von Haly Abbas stammten wenigstens aus dem 10. Jh. [Hunke, 164]. Galt für ihn als Qualitätsmerkmal das Alter, unter Verzicht auf neueste Erkenntnisse? Nur so wäre erklärbar, dass er die europäische Welt mit 150 bis 200 Jahre alten Werken arabischer Provenienz beschenkte. Da die arabische Medizinforschung auch im 11. Jh. florierte, könnte das ein Hinweis darauf sein, dass große Werke aus Gründen der Ehrfurcht veraltet worden sind, dass also auch islamisches Wissen jünger als geglaubt ist [Illig 1992].

Seit der Antike war **Neapel** die beherrschende Stadt südlich von Rom. Das alte Parthenope ist vergangen, aber die Neustadt, also Neapolis blüht. Die römischen Funde, vor allem aus Pompeji und Herculaneum, brachten der Stadt zusätzlichen Ruhm. Weniger ruhmreich sind die Hinterlassenschaften im frühen Mittelalter. Das langobardische Herzogtum Neapel behauptete sich gegen die Konkurrenz aus Benevent und Salerno. Dazu hätte es sich 836 sogar mit jenen Sarazenen verbündet, die – wie berichtet – in immer neuen Anläufen Sizilien zu erobern suchten. Selbst Rom wäre zum Angriffsziel des Emirs geworden: 847 konnte eine päpstlich geleitete Flotte vor Ostia gegen die Moslems gewinnen, später eroberten Byzanz zusammen mit Venedig Unteritalien zurück.

In der Stadt gibt es aus diesen turbulenten Zeiten kaum Zeugnisse, auch keinen Herzogssitz. Der *San Gennaro* geweihte **Dom** wurde im 13. und 14. Jh. erbaut; noch heute ist ein frühchristliches, mosaikverziertes Baptisterium aus dem 4. Jh. zu besichtigen. Ein Vorgängerbau ist bekannt: die *Basilica Stefania* aus der Zeit um 500. Sie stammt von Erzbischof Stefano I., sein Amtsnachfolger Stefano II. soll sie nach einem Brand in der Mitte des 8. Jh. wiederhergestellt haben. Und sonst?

Die älteste erhaltene Befestigung der Stadt ist das **Castell dell'Ovo** auf einer Insel, die heute mit dem Land verbunden ist. Auf ihr gab es eine Villa des Lucullus und im 5. Jh. kaiserliche Befestigungen von Valentinian III. Hierher wurde der letzte weströmische Kaiser, Romulus Augustulus, 476 verbannt, hier gründete Eugippius vor 500 sein Kloster, nachdem er mit dem Leichnam des hl. Severin von der Donau zurückgekehrt war. Hier scheint es auch im 9. Jh. Bautätigkeit zu geben:

„Die dritte große Festung ist die ebenfalls begehbbare Hafenburg Castel dell'Ovo. Sie befindet sich auf einer kleinen Insel im Meer und wurde bereits im 9. Jahrhundert auf älteren Fundamenten einer Kirche aus dem 5. Jahrhundert erbaut“ [de.wiki → Neapel].

Dem wird in derselben Enzyklopädie widersprochen:

„Um den Sarazenen die Nutzung der Anlage zu verwehren, wurden die Ruinen aus römischer Zeit sowie spätere Befestigungen von den Bewoh-

nen im 9. Jahrhundert abgerissen. An deren Stelle wurde im 12. Jahrhundert von den Normannen die erste Burg errichtet“ [de.wiki → Castel dell’Ovo].

Es gibt also keine früheste Befestigung aus dem 9. Jh.

Auf dem Weg zurück nach Rom begegnen wir dem Kloster *San Vincenzo al Volturno*. Seine Geschichte ähnelt der von Montecassino: Auf antiken Überresten wird 731 das Benediktinerkloster gegründet. 848 von einem Erdbeben zerstört, macht sich der Konvent an den Wiederaufbau. Doch 881 brennen es Sarazenen gründlich nieder, worauf die Mönche nach Capua flüchten. 914 sollen die ersten zurückgekehrt sein, doch erst Ende des 10. Jh. lässt sich wieder von geregelter Klosterleben sprechen, das nun an einem besser zu verteidigenden Ort stattfindet. Über ein Jahrhundert später kann Paschalis II. 1115 die neue Klosterkirche einweihen. Im 12. Jh. die Normannen, im 14. Jh. ein Erdbeben und 1944 ein Bombardement – das sind harte Stationen weiterer Zerstörung. Die ältere Geschichte wird uns durch das *Chronikon Vulturense* überliefert, das aber erst um 1130 verfasst worden ist, also keineswegs von Augenzeugen.

Gleichwohl erbrachten Ausgrabungen Funde, die dem 8./9. Jh. zugewiesen werden [Hodges/Mitchell]. Insbesondere möchte man ein Abtporträt der Zeit um 840 zuschreiben – für diese Zeit wäre es singulär, doch Gegenstücke des 11. Jh. mindern die Sensation. Zugleich ist bekannt, dass „die für die Versorgung des Klosters wichtige Ortschaft San Vincenzo erst im 11. Jh. entsteht“ [Heinsohn 2003, 549 f.]. Und so bleibt der Eindruck, dass auch das letzte aufgesuchte Kloster kein Hort der dunklen Jahrhunderte ist.

Die Erkundungsreise soll bei den Häfen von Rom, in **Ostia** und **Portus** endigen. Gerade Ostia konnte sehr gut ergraben werden, weil die Besiedlung im frühen Mittelalter aufhörte. Aber wann? Kaiserliche Architektur ist noch im 5. Jh. gebaut worden. Doch Russell Meiggs [98] wundert sich, wie Ostia nach dem Vandaleneinfall von 455 noch 400 Jahre lang bewohnt werden konnte. Denn ab dem 7. Jh. werden die letzten Einwohner von Sarazenen und Mücken gepeinigt. In dieses Malariagebiet soll 842 die Stadt Gregoriopolis mit Wall- und Toranlagen gebaut worden, doch bereits 879 wieder spurlos verschwunden sein (darüber liege heute die Stadt Ostia Antica). Immerhin wäre 847 mit Hilfe der Neapolitaner eine Seeschlacht gegen die Sarazenen vor Ostia gewonnen worden. Doch nachdem diese arabischen Angreifer auch im 10. Jh. noch virulent waren, dürfte es sich bei den Angriffen im 8. und 9. Jh. um Rückprojektionen handeln [vgl. Illig 2012a].

Natürlich gibt es in Italien noch zahllose schriftliche Hinweise auf bauliche Leistungen in der Zeit von 614 bis 911, natürlich verweist der Archäologe den einen oder anderen Bau/teil in diese Zeit, weil eine Schriftquelle von einem solchen spricht. Diese Fülle an Nennungen müsste in mindestens einem

eigenen Buch behandelt werden. Trotzdem wirkt das bisherige Resultat zukunftsweisend für derartige Anstrengungen: Wo ist tatsächlich ein Bauwerk, ein Relief, eine Skulptur, ein Mosaik oder ein originaler Schriftbeleg, der die Realität dieser Zeit in Italien wirklich bezeugen kann? Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um fiktive Zeit.

Literatur

- Albrecht, Stephan (2003): *Die Inszenierung der Vergangenheit im Mittelalter. Die Klöster von Glastonbury und Saint-Denis*; Berlin
- Bauer, Franz Alto (1999): Die Bau- und Stiftungspolitik der Päpste Hadrian I. (772–795) und Leo III. (795–816); in Stiegemann/Wemhoff, 514-528
- Bertelli, Carlo / Brogiolo, Gina Pietro (2000): *Il futuro dei Longobardi. L'Italia e la costruzione dell'Europa di Carlo Magno* [Ausstellung im Monastero di Santa Giulia, Brescia]; Genf · Mailand
- Birken, Andreas (2006): Italiens Phantomzeit; *Zeitensprünge* 18 (1) 121-134
- Borghì, Angelo (1991): *Arbeitsspuren, Umwelt und Kunst*; Lecco
- Brozzi, Mario / Calderini, Cate / Rotili, Mario (1980): *L'Italia dei Longobardi*; Milano
- Bühl, Carlrichard (1988): Die Entwicklung der diplomatischen Methode im Zusammenhang mit dem Erkennen von Fälschungen; in Fuhrmann, Horst (Hg. 1988): *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica*, München 16. - 19. September 1986. Band 3; Hahn, Hannover, S. 11-28
- (1970): *Studien zu den langobardischen Königsurkunden*; Tübingen
- Bussagli, Marco (Hg. 2009): *Rom · Die goldenen Jahrhunderte*; Potsdam
- Carpano, Claudio Mocchegiani (1986): *Unter den Straßen von Rom. Ein archäologischer Führer zu den verborgenen Stätten der Antike und des frühen Christentums*; Freiburg
- Christe, Yves et al. (1988): *Handbuch der Formen- und Stilkunde*; Wiesbaden
- civiale* = http://www.civiale.com/citta/_de/tempietto_de.asp
- dhm* = <https://www.dhm.de/lemo/bestand/objekt/stifterfigur-karls-des-grossen-12-jh.html>
- Epp, Verena (2002): 499–799. Von Theoderich zu Karl dem Großen; Godman, Peter u. a. (2002): *Am Vorabend der Kaiserkrönung*; Berlin, 219-229
- Fuhrmann, Horst (1988): Von der Wahrheit der Fälscher; in Fuhrmann, Horst (1988): *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica München, 16. – 19. September 1986 · Teil I · Kongreßdaten und Festvorträge · Literatur und Fälschung*; Hannover
- Goetz, Werner (1988): *Geschichte Italiens in Mittelalter und Renaissance*; Darmstadt
- Gregorovius, Ferdinand (1874): *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter · Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert*; Stuttgart
- Heinsohn, Gunnar (2009): Italien bis zum Stiefelabsatz. Das Salento ohne Frühmittelalter; *Zeitensprünge* 21 (2) 452-468
- (2003): Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke; *Zeitensprünge* 15 (3) 540-555

- Hunke, Sigrid (1991): *Allahs Sonne über dem Abendland*; Frankfurt am Main
- Illig, Heribert (2015): Urkunden fälschen · Resultate des einschlägigen Kongresses; *Zeitensprünge* 27 (3) 654-682
- (2014b): Mithras mit der phrygischen Mütze. Drei Betrachtungen; *Zeitensprünge* 26 (2) 407-427
 - (2014a): Frühes Christentum in Rom; *Zeitensprünge* 26 (2) 378-406
 - (2013b): Protokoll der Podiumsdiskussion am 14. Mai 2013 im Meerscheinschlösschen der Karl-Franzens-Universität in Graz; *Zeitensprünge* 25 (3) 617-648
 - (2013a): Aquileia und Grado. Zwei konkurrierende Bistümer vom frühen Christentum bis zum Hochmittelalter; *Zeitensprünge* 25 (2) 353-382
 - (2012b): '10 kleine Karolinger'. Ihre einstige Krypta von Sant'Antimo; *Zeitensprünge* 24 (1) 180-183
 - (2012a): Ostia antica. Roms Hafenstadt. Ausgrabung contra überlange Zeitkürzung; *Zeitensprünge* 24 (1) 99-124
 - (2008b): Chimäre Brescello. Guareschi, Don Camillo und die Langobarden; *Zeitensprünge* 20 (2) 345-351
 - (2008a): *Die Chiemseeklöster · Neue Sicht auf alte Kunst*; Gräfelting
 - (2006b): Konzertierte Fälschungen. Glastonbury, Wells und Saint-Denis; *Zeitensprünge* 18 (3) 692-712
 - (2006a): Italia praeparata; *Zeitensprünge* 18 (1) 135-140
 - (2005b): Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien; *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660
 - (2005a): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte; *Zeitensprünge* 17 (1) 111-124
 - (2004): Die Tyrannei des Trivialen; *Zeitensprünge* 16 (2) 258-271
 - (2002): Theoderich d. Gr. – Vorlage für Karl d. Gr.; *Zeitensprünge* 14 (4) 656-671
 - (2001): Langobarden, Juden, Astronomen und auch Aachen. Zum Frühmittelalter und der einschlägigen Debatte; *Zeitensprünge* 13 (1) 108-131
 - (1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; *Zeitensprünge* 11 (3) 403-438
 - (1996b): Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II; *Zeitensprünge* 8 (4) 448-477
 - (1996a): Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaike. Eine Verschiebung und ihre Begründung; *Zeitensprünge* 8 (3) 302-326
 - (1993): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf, später München, später Berlin
 - (1993): Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (2) 41-56
 - (1992): Alles Null und richtig. Zum Verhältnis von arabischer und europäischer Kultur; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4-5) 119-131
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit · Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters · Eine systematische Studie in zwei Teilen*; Gräfelting
- Jacobsen, Werner (1999): Die Renaissance der frühchristlichen Architektur in der Karolingerzeit; in *Stiegemann/Wemhoff*, 623-642
- Klein, Almuth (2008): Überlegungen zur so genannten ›karolingischen Krypta‹ von Sant'Antimo. Eine Rekonstruktion; in *Kunstgeschichte Open Peer Reviewed Jour-*

- nal; <http://www.kunstgeschichte-ejournal.net/discussion/2008/klein>
- Kutzli, Rudolf (1974): *Langobardische Kunst. Die Sprache der Flechtbänder*; Stuttgart
- Lehnert, Julia (2008): *Die Baugeschichte von San Marco in Venedig · Studienarbeit*; im Internet verfügbar
- Liverani, Paolo / Spinola, Giandomenico (2010): *Die Nekropolen des Vatikans* [mit einem Beitrag von Zander, Pietro]; Stuttgart
- Marienlexikon* (Hg. Bäumer, Remigius / Scheffczyk, Leo, 1988-1994); St. Ottilien
- Meiggs, Russell (1973): *Roman Ostia*; Oxford
- Messner, Florian (2009): *Der Domschatz von Monza*;
http://www.academia.edu/14789120/Der_Domschatz_von_Monza
- Pavan, Gino (1990): *Architettura del periodo longobardo*; in Menis, Gian Carlo: *I Longobardi*; Milano
- Peterich, Eckart (²1998): *Rom · Ein Reisebegleiter*; München
- Rill, Bernd (2000): *Sizilien im Mittelalter · Das Reich der Araber, Normannen und Staufer*; Stuttgart
- Romanelli, Giandomenico (Hg. 2012): *Venedig · Die goldenen Jahrhunderte*; Potsdam
- Rosemann, Andrea (2001): *Die Kirche San Zaccaria in Venedig*; Dissertation, im Internet verfügbar
- Sennhauser, Hans Rudolf (Hg. 1996): *Wohn- und Wirtschaftsgebäude mittelalterlicher Klöster*; Zürich
- Siepe, Franz (2002): *Fragen der Marienverehrung · Anfänge · Frühmittelalter · Schwarze Madonnen*; Gräfelng
- Sörries, Reiner (1996): *Auxentius und Ambrosius. Ein Beitrag zur frühchristlichen Kunst Mailands zwischen Häresie und Rechtgläubigkeit*; Dettelbach
- Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *799 · Kunst und Kultur der Karolingerzeit · Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn · Beiträge zum Katalog der Ausstellung Paderborn 1999*; Zabern, Mainz
- Toesca, Pietri (1965): *Storia Dell'Arte Italiana. Il Medioevo II*; Torino
- Valenzani, Riccardo Santangeli (1999): *Profanes Bauwesen in Rom um das Jahr 800*; in *Stiegemann/Wemhoff*, 550-557
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel (de.Wi... = deutsche, en.Wi... = englische, it.Wi... = italienische Ausgabe)
- Zimmermann, Max (1897): *Oberitalische Plastik im frühen und hohen Mittelalter*; Leipzig
- Zimmermanns, Klaus (1996): *Toscana · Das Hügelland und die historischen Stadtzentren · DuMont Kunst-Reiseführer*; Köln

Tricksereien mit Schalttag und Kalender

Eine Glosse von Heribert Illig und Werner Frank

Süddeutsche Zeitung, 29. 02. 2016 [Fassung gemäß dem Online-Auftritt der SZ]

„29. Februar - Warum es diesen Tag braucht

Christian Endt

Dass die Kalender an diesem Montag den 29. Februar zeigen und nicht den 1. März, das hat mit den alten Ägyptern zu tun, mit Julius Cäsar und einem Papst. Die Ägypter bemerkten einst, dass die Erde für ihre jährliche Reise um die Sonne nicht genau 365 Tage braucht, sondern knapp sechs Stunden länger. Sie passten ihren Kalender dieser natürlichen Unregelmäßigkeit an und ließen jedes vierte Jahr einen Tag länger dauern. So wurde die jährliche Abweichung wieder ausgeglichen – und der Schalttag erfunden.

Julius Cäsar übernahm dann den Trick der Ägypter in seinen Julianischen Kalender, auf dem die moderne Zeitrechnung fußt. Das ging eine ganze Weile gut. Im 16. Jahrhundert, der Papst hieß gerade Gregor XIII., fiel auf, dass selbst ein Schalttag das Problem nicht ganz löst. Das Jahr ist nämlich nicht genau sechs Stunden zu kurz, sondern fünf Stunden und 49 Minuten. Seit Cäsars Tagen hatten sich diese paar Minuten addiert. Inzwischen hinkte die Zeitrechnung ganze zehn Tage hinterher.

Mit dem Gregorianischen Kalender entwickelte der Vatikan das System weiter. Seither fällt zum Beispiel der Schalttag alle 100 Jahre einmal aus - mit Ausnahme jener Jahre, die glatt durch 400 teilbar sind. So war das Jahr 1900 kein Schaltjahr, das Jahr 2000 aber schon. Das ist kompliziert, doch so bildet der Kalender die Dauer eines Sonnenjahres ziemlich gut ab. Erst im Jahr 4813 wird eine neue Korrektur nötig.“

Am selben Tag schrieb H. Illig einen Leserbrief:

„Zwei Dinge sind zu korrigieren:

Das Aktuelle Lexikon spricht davon, dass im Julianischen Kalender ein Jahr 11 Minuten zu lang war. „Seit Cäsars Tagen hatten sich diese paar Minuten addiert. Inzwischen [zur Gregorianischen Kalenderreform 1582] hinkte die Zeitrechnung ganze zehn Tage hinterher.“

Das stimmt nicht, wie jeder nachrechnen kann. Von Cäsars Kalenderreform zum Jahresbeginn 45 v. Chr. bis 1582 sind 1.627 Jahre vergangen, das sind $1.627 \times 11 = 17.897$ überzählige Minuten. Geteilt durch 1.440 Min., das ist 1 Tag, ergeben sich nicht 10, sondern 12,43 Tage Differenz. Astronomisch korrekt nicht mit 11 Min., sondern mit 674 Sek. gerechnet,

ergeben sich sogar 12,82 Tage. Papst Gregor XIII. hat also 3 Tage zu wenig übersprungen! Um u. a. diese entscheidende Differenz zu erklären, wurde die Theorie des fiktiven Frühmittelalters entwickelt, die seit 20 Jahren die Mediävisten quält.

Zum anderen haben die alten Ägypter niemals einen Schalttag eingeführt, weshalb ihr Jahresbeginn erst nach ca. 1.460 Jahren wieder auf denselben Tag fiel (Sothis-Zyklus). Caesar ließ sich allerdings von dem Alexandriner Sosigenes beraten, wobei es damals hieß: Alexandria bei Ägypten.“

Ebenso prompt antwortete Endt von *Redaktion Wissen!* Der Schalttag sei im Kanopus-Dekret enthalten. Und die genannte Rechnung habe sich selbstverständlich nicht auf Cäsar, sondern auf Nicäa bezogen. Daraus durfte Illig schließen, dass der Leserbrief nicht abdruckwürdig sei, und antwortete:

„Sehr geehrter Herr Endt,
danke für die rasche Antwort.

Zum zweiten Punkt haben Sie recht, das Canopus-Dekret gibt es, aber es wurde nicht durchgesetzt – also bekam Ägypten keinen Schalttag.

Der erste Punkt ist mir wichtiger. Natürlich hat Papst Gregor XIII. in seine Bulle hineingeschrieben, dass er sich auf eine Entscheidung des Konzils von Nicäa berufe. Dieses hätte nämlich den zwischen Cäsar und Nicäa aufgelaufenen Fehler korrigieren müssen, damit dann 1582 die zehn übersprungenen Tage genügt hätten. Dummerweise liegen uns Akten dieses Konzils vor: Niemand hat einen Gedanken an eine Kalenderreform verschwendet, warum auch? Seit Cäsar war die Abweichung noch nicht signifikant. Das einzige, das uns vorliegt, ist ein Brief von Konstantin I., in dem er vorschlägt, sich der Osterrechnung der Ostkirche anzuschließen. Das ist nicht getan worden, weshalb Ost- und Romkirche manchmal unterschiedlich Ostern feierten, die Iren dann noch nach einer dritten Regel. Die Sache mit Nicäa ist ausgerechnet im Vatikan bestätigt worden, 1982 auf einem Gedenkkongress der vatikanischen Sternwarte. Mehr kann man eigentlich nicht wollen.

Ergo hat Gregor XIII. zu einer Notlüge gegriffen. Wir haben uns auch mit den Vorbereitungen der Bulle beschäftigt und festgestellt, dass es damals viele Varianten gab: Überspringen von 10 bis 15 Tagen oder gar ein Festschreiben des Ostertermins. Aber man hat sich für die 10 Tage entschieden und damit für den richtigen Abstand zwischen Cäsar und Gregor XIII. Ich weiß natürlich, dass man so etwas nicht schreiben darf (ein Prof. Borgolte hat einmal öffentlich dazu aufgerufen, über mich zu schweigen), aber das ändert nichts an der Richtigkeit. Insofern könnten Sie immerhin den Leserbrief abdrucken. Es wäre nicht der einzige, in dem auch einmal etwas Falsches behauptet wird. Die Problematik ließe sich natürlich auch einmal detaillierter darstellen.“

Selbstverständlich wurde auch dieser zweite Leserbrief nicht gedruckt. Dafür rückte am 03. 03. eine **Korrektur** in „Forum & Leserbriefe“ ein:

„Im Aktuellen Lexikon »Schalttag« auf Seite 4 vom 29. Februar war zu lesen, zwischen den Tagen Julius Cäsars und dem 16. Jahrhundert habe sich in der Zeitrechnung eine Abweichung von zehn Tagen angesammelt. Der Frühlingsanfang, auf den sich die Rechnung bezog, wurde aber erst im Jahr 325 auf den 21. März festgelegt, beim Ersten Konzil von Nicäa. Da war Cäsar längst tot.“

Die Fehlinformation zu den ägyptischen Schalttagen war Christian Endt keine Korrektur wert. Er sieht demnach das Erlassen eines Dekrets für gleichbedeutend mit seiner Einführung und Durchsetzung.

Während der ägyptische Lapsus keine große Bedeutung hat, war sich Endt der Tragweite seiner unbeabsichtigten 'Enthüllung' zum zeitlichen Abstand zwischen Cäsar und Gregor XIII. sehr wohl bewusst. Das eilige Haschen nach dem Strohalm Nicäa macht klar: Zum akuten Schutz offizieller Lehrmeinung musste der Journalist – er war nachweislich informiert und kannte die Tragweite der Information – mit einer irreführenden Korrektur eine Fehlinformation publizieren. Immerhin brachte Endt seinen Namen damit nicht explizit in Verbindung.

Anschließend haben Endt zwei weitere Leserbriefe erreicht. Auch sie wurden rasch beantwortet, womit sich wiederum das Insistieren auf einen Abdruck erübrigen sollte. Immerhin wollte Endt am 07. 03. von Prof. Werner Frank wissen, wie der Frühlingspunkt eigentlich zu seinem Datum 21. 03. gekommen ist. Frank schickte ihm am 10. 03. diese Erläuterung:

„Die Begründung für den 21. März als Frühlings-Äquinoktium ist etwas komplizierter: Dazu gibt der Jesuitenpater Christoph Clavius, der eigentliche Vater der Kalenderreform von 1582, die Erklärung. In seiner *Novi Calendarii Romani Explicatio...* Roma, Zanetti 1603 begründet er dieses: Es gab zu Cäsars Zeiten ein Aequinoctium duplex, nämlich ein solches *politicum* am 25. März und ein *verum seu astronomicum* am 22. März. Dazu Clavius: »Die Kirche ist frei, was das Äquinoktium und den Mond angeht, in der Wahl des Tages der Osterfeier. Ihr liegt mehr am Frieden der Gläubigen bei der Osterfeier als an einem akkuraten Äquinoktium oder der [korrekten] Beobachtung des Mondlaufes«.

Also war es das praktischste, die althergebrachten Ostergrenzen da zu lassen, wo sie immer waren, d.h. den 22. März als frühesten und den 25. April als spätesten Tag für den Ostersonntag. Dann musste das Äquinoktium auf dem 21. März liegen, wie es bei einem astronomischen Äquinoktium am 22.3. regelmäßig (kurz nach dem Schalttag) eintritt. Deshalb übertrug Clavius das *astronomische* Äquinoktium Cäsars auf die Zeit des

Konzils von Nizäa und erhielt so für 1582 die 10 zu überspringenden Tage. Idealerweise konnte er die zwangsläufige dreitägige Abdrift des Julianischen Kalenders zwischen Cäsar und Nizäa damit kaschieren, dass er sich für Cäsar auf dessen *politisches Äquinoktium*, also auf den 25. März bezog.

So war der ausdrückliche Befehl von Papst Gregor XIII. erfüllt, die Reform mit der geringsten Änderung am bestehenden Kalender durchzuführen.“

Ob Herr Endt seitdem an der *Explicatio* von Clavius sitzt und immer weitere Entdeckungen macht? Wir wissen es nicht, denn vor lauter forschender Neugier hatte er bis zum Redaktionsschluss am 23. 03. keine Zeit mehr zu antworten. Andernfalls hätten wir ihm mitgeteilt, dass Franks Erklärung aus zwei seiner *Zeitensprünge*-Aufsätze hervorgeht, wobei die doppelte Äquinoktie dem zweiten [2005, 9] entstammt.

Wie lange wird es noch dauern, bis das klapprige, hilfeseisende Konstrukt mit der päpstlichen Notlüge nicht mehr von eifertigen Helfern gestützt wird und daraufhin zusammenbricht?

Literatur

- Endt, Christian (2016): 29. Februar - Warum es diesen Tag braucht; *SZ*, 29. 02. bzw. *SZ-online*
- (2016b): Korrektur in *Forum & Leserbriefe* [ohne Namensnennung]; *SZ*, 03. 03.
- Frank, Werner (2002): Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 21. März zurück-zuholen? *Zeitensprünge* 14 (4) 646-655
- (2005): 21. März – Datum der Frühlings-tagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; *Zeitensprünge* 17 (1) 4-14

Die Sonnenfinsternis des Plutarch

Philipp von Gwinner

Zur Absicherung der von mir postulierten Zeitverschiebung um 232 Jahre [vgl. Gwinner 2015, 589 f.] müssen die zugänglichen Ereignisse, die absolut datierbar sind, auf Verträglichkeit geprüft werden. Hier betrachten wir eine weitere Sonnenfinsternis, beobachtet von Plutarch.

Der griechische Autor Plutarch lebte von ca. 45 bis 120 AD in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts. Er wohnte überwiegend in seiner Heimatstadt Cheironaia in Griechenland und ist bekannt als Autor von Doppelbiographien, in denen er die Charaktere bekannter Persönlichkeiten seiner Zeit einander gegenüberstellte. Im eigentlichen Sinne war er kein Naturwissenschaftler, als Philosoph platonischer Schule jedoch allen natürlichen Geschehnissen gegenüber aufgeschlossen.

Plutarch hat in seiner Schriftensammlung, bekannt als *Moralia*, einen Dialog über das „Antlitz des Mondes“ geführt, in dem er von einer selbst erlebten Sonnenfinsternis berichtet. Er lässt in seinem Buch den Lucius sagen:

„Denn ihr müßt zugeben, daß unter allen Vorgängen bei der Sonne nichts dem Sonnenuntergang so ähnlich ist wie eine Sonnenfinsternis. Denkt nur an die Konjunktion neulich, die viele Sterne allenthalben am Himmel sichtbar werden ließ – sie fing gleich nach Mittag an – und die Luft in einen Dämmerungszustand versetzte“ [Plutarch, Nr. 19 lt. Görgemanns, 43].

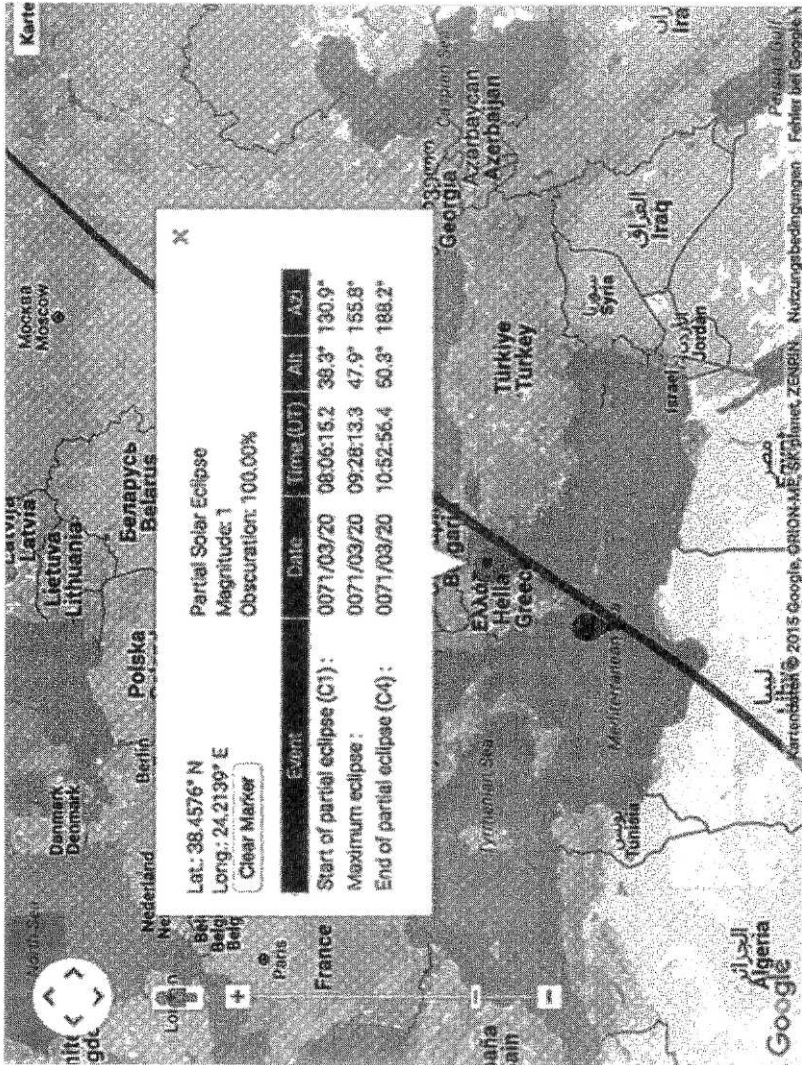
Plutarch berichtet in diesem Text leider nicht, wo und wann diese SoFi beobachtet wurde. Aber der Appell, sich zu erinnern, ist an alle Teilnehmer des Dialoges gerichtet, die offensichtlich aus verschiedenen Bereichen des römischen Imperiums, wie Italien, Griechenland und Ägypten stammen.

Wir suchen also nach einer – mindestens – ringförmigen Sonnenfinsternis, mit dem Maximum um die Mittagszeit über wenigstens einem urbanen Zentrum der antiken Welt, während der Lebenszeit des erwachsenen Plutarch.

Konventionelle Datierung der SoFi im Jahr 71 AD

Nach Stephenson und Fatoohi kommen in der angenommenen Lebenszeit Plutarchs dafür vier mögliche totale Finsternisereignisse im zentralen bis östlichen Mittelmeerraum in Frage, und sie argumentieren für die SoFi vom 20. 03. 71 AD über Griechenland, weil sie den Vorgaben in diesem Zeitfenster am nächsten kommt. Die früher konventionell favorisierte SoFi von 05. 01. 75 AD verlief erst nachmittags ab ca. 14.30 h – 16.40 h Ortszeit in Griechenland.

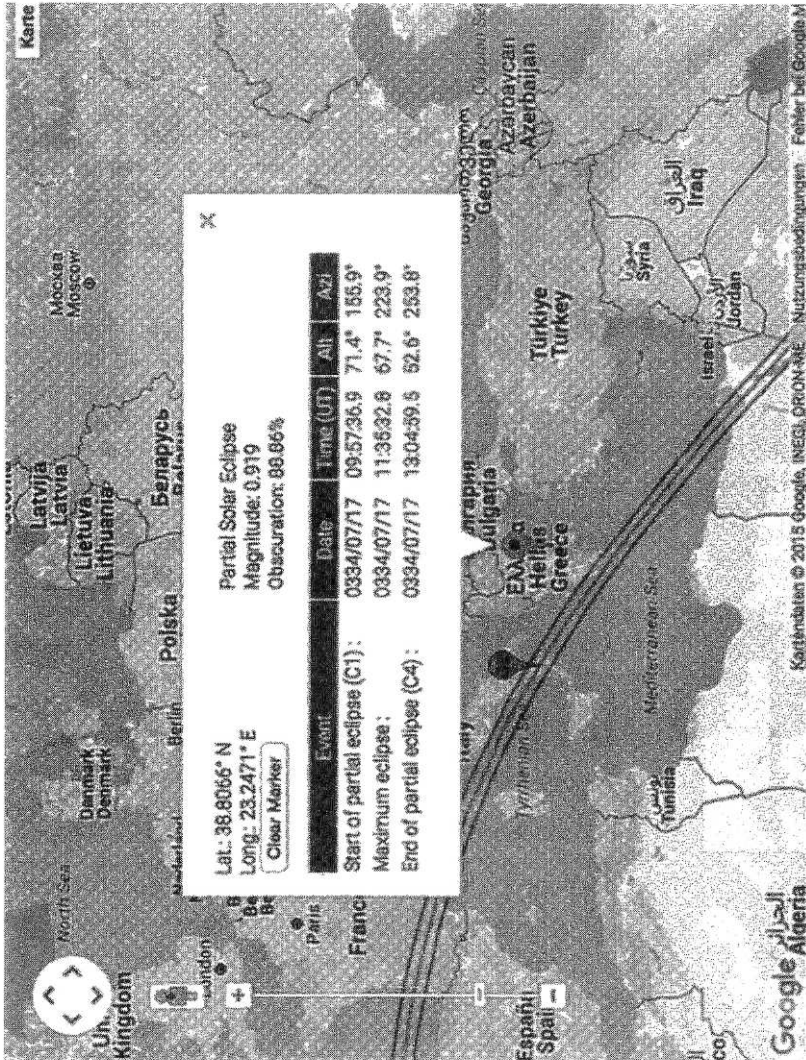
Wie wir an Hand der Eclipse-Daten erkennen können, hatte diese SoFi schon gegen 9.00 h örtlicher Zeit in Griechenland begonnen und war gegen 12.00 h bereits beendet. Plutarch hingegen berichtet eindeutig, dass die Finsternis erst nach dem Mittag einsetzte und bis zum Abend dauerte. Das spricht gegen die konventionelle Passung.



Konventionelle Zuschreibung der SoFi vom 20. März 71 AD [NASA I]

Alternative Datierung der SoFi im Jahr 334 AD

Gemäß unserem gewählten Versatz von 232 Jahren hätte Plutarch dann in der Zeit etwa von 277 bis 352 AD gelebt. Wir suchen eine passende Sonnenfinsternis aus diesem Zeitraum und finden das SoFi-Ereignis vom 17.07. 334 AD.



Alternative Zuschreibung der SoFi vom 17. Juli 334 AD [NASA 2]

Wie wir den Eclipse-Daten entnehmen können, ist dieses SoFi-Ereignis so verlaufen, wie es Plutarch berichtete: Beginn gegen 12.00 h und Ende gegen 15.00 h örtlicher Zeit, so dass seinem Hinweis „kurz nach Mittag“ hier deutlich entsprochen wird. Außerdem konnte die Finsternis sowohl in Athen, in Rom und wie auch in Alexandria auf gleiche Weise gesehen worden sein. Dies prädestiniert sie in besonderem Maße als die SoFi des plutarchischen Dialogs.

Zusammenfassung

Auch bei Plutarchs Bericht wird deutlich, dass die alternative Datierung eine bessere Passung mit den zwar spärlichen, aber eindeutigen Aussagen bedeutet.

Nun mag jemand einwenden, dass im Falle Plutarchs der Zeitraum zwischen konventioneller und alternativer Datierung nicht 232 Jahre, sondern vielmehr 263 Jahre beträgt. Hier greift das, was zuvor schon einmal angedeutet wurde: Die konventionell datierte SoFi vom 20. 03. 71 AD ist in der Moderne nach einem Ausschlussverfahren dem Plutarch-Bericht zugewiesen worden. Eine andere SoFi, die bessere Übereinstimmung geboten hätte, gab es für diese Passung nicht. Da Plutarch selbst keine biografischen oder zeithistorischen Hinweise gegeben hat, ist diejenige Passung heranzuziehen, die den Vorgaben am besten entspricht.

Die konventionell datierte SoFi von 71 AD hätte er im Lebensalter von ca. 25 Jahren erlebt, die alternativ datierte in einem Alter von ca. 57 Jahren. Beides ist vorstellbar, aber das kleine Wort „neulich“ in seinem Dialog spricht doch mehr für die alternative Variante.

Literatur

Cybis Dendrochronology and History ↔ Plutarch's Eclipse;

<http://www.cybis.se/dendro/ancient-history/observations-by-plutarch-46-120-ad/>
Gwinner, Philipp von (2015): Swift-Tuttle ist Caesars Komet; *Zeitensprünge* 27 (3) 581-590

NASA Eclipse Web Site: <http://eclipse.gsfc.nasa.gov/eclipse.html>

NASA 1 = <http://eclipse.gsfc.nasa.gov/SEsearch/SEsearchmap.php?Ecl=00710320>

NASA 2 = <http://eclipse.gsfc.nasa.gov/SEsearch/SEsearchmap.php?Ecl=03340717>

Plutarch (1968): *Das Mondgesicht (De facie in orbe lunae)*. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von Herwig Görgemanns; Artemis, Zürich

Stephenson, F. Richard / Fatoohi, Louay J. (1998): The Total Solar Eclipse Described by Plutarch. *Histos* 2, 72-82

Philipp von Gwinner

philipp@von-gwinner-architekt.de

Denk- und Merkwürdigkeiten

zusammengestellt von Heribert Illig

Bären- und Hirschkulte

Wenn von überlanger Kultkontinuität die Rede ist [vgl. Illig 2011, 215 ff.], dann darf der weiteste Brückenschlag nicht vergessen werden [Holzhaider]:

„Vierzig-, fünfzig-, sechzigtausend Jahre haben die Mythen und Rituale aus der Frühzeit des Menschen überlebt. Jetzt verschwinden sie.“

In altsteinzeitlichen Höhlen werden Schädel des Höhlenbären in speziellen Anordnungen gefunden, etwa vier in Kreuzform angeordnete Schädel. Aus dem 17. Jh. liegen Berichte über Bärenötungen vor, nach denen die Knochen gesammelt und bestattet worden sind. Ähnliches wird im 19. Jh. von der Insel Sachalin berichtet: Neben dem Kessel mit dem Bärenfleisch ist das Fell so drapiert, als ob das Tier noch lebe; außerdem wurde ihm symbolische Speisung dargeboten.

„»Das Bärenzeremoniell ist so einheitlich in der ganzen nördlichen Hemisphäre, dass man annehmen muss, dass es auf gemeinsame Wurzeln zurückgeht«, sagt Egon Wamers, der Direktor des Archäologischen Museums in Frankfurt“ [ebd.].

Mit Kappen verbundene Hirschgeweihe konnten als Kopfschmuck getragen werden: Beispiele liegen aus der Zeit von 18- bis 12.000 ebenso vor wie solche der sibirischen Tungusen – aus dem +17. Jh.

Allerdings ging es bei Kultkontinuität seit der Megalithzeit nicht nur um Kult-, sondern obendrein um Ortskontinuität, wie in Tas-Silg auf Malta [Illig, 216 f.]. In jedem Fall erleichtert eine drastische Zeitkürzung die Tradierung.

Holzhaider, Hans (2015): Der Bärenkult; SZ, 09. 12.

Illig, Heribert (2011): *Die veraltete Vorzeit*; Mantis, Gräfelting (!1988)

*

Ein Jade-Steinbeil aus dem Mühlviertel

Erst hielt man es für ein 'handelsübliches' Steinbeil, das auf einem Siedlungsgebiet der Chamer Kultur ergraben worden ist. Zehn Jahre später erkannte man den Stein als Jade (Nephrit): etwa ein China-Import aus der Zeit um -3000? Doch seit geraumer Zeit kennt man Nephrit aus dem Geschiebe der Mur in Graz. Auch wenn es aus den Vorkommen nahe dem Quellgebiet stammt, muss das Beil den Hauptkamm der Alpen überquert haben.

Ein Fund von Georg Dattenböck, A-St.-Martin

<http://ooe.orf.at/news/stories/2749874/>

*

Chinesische Mauern

Im Allgemeinen zerfallen Mauern, doch die Chinesische Mauer wächst und wächst im Verfall. Galten 2011 [ZS 3/2011, 542, bezogen auf Wikipedia] 8.851,80 km als ihr Maß, werden mittlerweile, aufgeteilt in bis zu 16 große Mauern, rund 21.000 km genannt – das ist mehr als der Abstand von Pol zu Pol (*Wikipedia* nennt heute ein in seiner Scheinpräzision wiederum lächerliches Maß: 21.196,18 km.) Soweit sie in Ziegeln errichtet ist, wird sie von einem äußerst soliden Kalkmörtel zusammengehalten, der seine Härte einer Beimengung von 3 % gekochtem Reis verdankt. Derzeit laufen weitere Vermessungsarbeiten, an deren Ende ein noch längeres Mauersystem stehen wird.

Arte (2016): *Der Welt größtes Bauwerk · Chinas große Mauer*; Arte, 27. 02., 20:15

*

Die Erdkugel

Was hielten die Römer für wahr?

„Die Gestalt der Erde ist aber das Erste, worüber Aller Meinung einstimmig urtheilt. Wir sprechen allerdings von ihr als einer Kugel, gestehen aber gleichzeitig, daß dieser Ball von Höhen eingeschlossen sei. Sie hat also bei der so beträchtlichen Höhe der Gebirge und bei der weiten Ausdehnung der Ebenen keine vollkommene Kugelgestalt; allein wenn in den Umkreis die Bergspitzen mit einbegriffen werden, so bildet der Umfang doch eine vollkommene Kugel.“ [Naturgeschichte 2:64]

Solches schrieb Plinius Secundus der Ältere, der beim Vesuv-Ausbruch +79 ums Leben kam. In seiner *Naturgeschichte* ventiliert er anschließend das Problem der Antipoden wie das Verhalten des Wassers, das doch immer nach unten laufe, aber gleichwohl eine kugelige Oberfläche bewahre, um zu der Bekräftigung [2:71] zu finden:

„Der Grund der übrigen wunderbaren Erscheinungen beruht auf der Gestalt der Erde, deren Kugelgestalt samt dem Wasser aus denselben Beweisen erhellt.“

Plinius, Secundus d. Ä. (1853-55): *Naturgeschichte*. Bearbeitet von Christian Friedrich Lebrecht Strack

*

King Arthur und Roland, Christus und El Cid

wurden von Arthur SCHOPENHAUER (1788–1860) in den Nebeln von Avalon verortet, nicht aber der große Karl:

„Was überhaupt es mit dem Mythischen für eine Bewandniß habe, muß man sich an näher liegenden und weniger bedenklichen Beispielen klar machen. So z. B. ist, im ganzen Mittelalter, sowohl in Frankreich, wie in England, der König Arthur eine festbestimmte, sehr thatenreiche, wunder-

same, stets mit gleichem Charakter und mit der selben Begleitung auftretende Person und macht, mit seiner Tafelrunde, seinen Rittern, seinen unerhörten Heldenthaten, seinem wunderlichen Seneschall, seiner treulosen Gattin, nebst deren Lancelot vom See u. s. w., das stehende Thema der Dichter und Romanenschreiber vieler Jahrhunderte aus, welche sämtlich uns die nämlichen Personen mit den selben Charakteren vorführen, auch in den Begebenheiten ziemlich übereinstimmen, nur aber im Kostüme und den Sitten, nämlich nach Maaßgabe ihres jedesmaligen eigenen Zeitalters, stark von einander abweichen. Nun hatte, vor einigen Jahren, das französische Ministerium den Herrn de la Villemarqué nach England gesandt, um den Ursprung der Mythen von jenem König Arthur zu untersuchen. Da ist, hinsichtlich des zum Grunde liegenden Faktischen, das Ergebnis gewesen, daß, im Anfang des sechsten Jahrhunderts, in Wales, ein kleiner Häuptling, Namens Arthur, gelebt hat, der unverdrossen mit den eingedrungenen Sachsen kämpfte, dessen unbedeutende Thaten jedoch vergessen sind. Aus Dem also ist, der Himmel weiß warum, eine so glänzende, viele Jahrhunderte hindurch, in unzähligen Liedern, Romanzen und Romanen celebrirte Person geworden. Man sehe: *CONTES POPULAIRES DES ANCIENS BRETONS, AVEC UN ESSAY SUR L'ORIGINE DES ÉPOPÉES SUR LA TABLE RONDE, PAR TH. DE LA VILLEMARQUÉ. 2 VOL. 1842*, wie auch *THE LIFE OF KING ARTHUR, FROM ANCIENT HISTORIANS AND AUTHENTIC DOCUMENTS, BY RITSON, 1825*, darin er als eine ferne, undeutliche Nebelgestalt, jedoch nicht ohne realen Kern erscheint. — Fast ebenso verhält es sich mit dem *Roland*, welcher der Held des ganzen Mittelalters ist und in zahllosen Liedern, epischen Gedichten und Romanen, auch sogar durch Rolandssäulen celebrirt wird, bis er zuletzt noch dem Ariosto seinen Stoff liefert und daraus verklärt aufersteht: dieser nun wird von der Geschichte nur ein einziges Mal, gelegentlich und mit drei Worten erwähnt, indem nämlich Eginhard ihn unter den bei Roncesvall gebliebenen Notabeln mit aufzählt als *HROUDLANDUS, BRITANNICI LIMITIS PRAEFECTUS*, und Das ist Alles, was wir von ihm wissen; wie Alles, was wir von Jesus Christus eigentlich wissen, die Stelle im Tacitus (*Annal. L. XV. c. 44*) ist. Noch ein anderes Beispiel liefert der weltberühmte *Cid* der Spanier“.

Ein Fund von Roland Welcker, Leipzig

Schopenhauer, Arthur (1888): *Parerga und Paralipomena* · Zweiter Band; Brockhaus, Leipzig; § 180 A. und N. T.

*

Papst und Karl

Nach Papst Johannes Paul II. erhält nun auch Franziskus den Karlspreis, noch dazu in Rom und nicht in Aachen. Nachdem der Preis nur Mitgliedern der

allerhöchsten Kreise verliehen wird, sollte man sich nicht länger mit Stellvertretern begnügen, sondern endlich ihren 'Chef' beglücken.

*

Karl der Fiktive

Was wir schon immer geahnt haben:

„Karl der Große stammt aus dem 3D-Drucker“.

<http://www.derwesten.de/staedte/muelheim/karl-der-grosse-stammt-aus-dem-3d-drucker-aimp-id11547964.html>

*

Alles Karl oder was?

„Denn wir haben Sachsen. Und wäre Karl der Große in seiner unvergleichlichen Huld nicht von dem Gedanken geradezu besessen gewesen, die unkultivierten Sachsen in sein Reich zu integrieren, wir müssten sie heute nicht mit ihnen rumschlagen. Sachsen das ist der Schandfleck Deutschlands. Der Landstrich ist, in den Dimensionen des karolingischen Reiches gesprochen, ein Schandfleck Europas“.

Görlach, Alexander (2016): Sachsen raus; *The European Das Debattenmagazin*, 22.02.

*

Karl als Reliquiensachverständiger

Als 580 die Langobarden Mantua belagerten, wurde eine Blutreliquie, die auf Longinus und seinen Speerstich zurückgehen soll, versteckt und erst 804 wieder gefunden. Damals prüften Kaiser und Papst die Reliquie und ließen sie teilen. Der in Mantua verbliebene Teil musste 923 wegen der Ungarn erneut versteckt werden und kam erst 1048 ans Licht. Ein Teil davon blieb nun in Mantua, andere gingen nach Rom und nach Kloster Weingarten. Hier wird bereits 1529 ein altvertrauter Blutritt erwähnt, eine Wallfahrt zu Pferde. Der Blutritt findet am Sonntag nach Christi Himmelfahrt statt [wiki → Blutritt]. Das Reliquiar trägt deshalb Spuren des Ministerpräsidentenaspiranten Guido Wolf, vielleicht aber auch noch einen Fingerabdruck Karls ...

*

Zwei Anmerkungen zu Karl ≠ Gral [ZS 3/2015, 699-703]:

Karl der Einfache hätte bei Streichung der Zeit von 614 bis 911 spätestens ab 911 und bis 923 regiert und wäre demnach der Stammvater der Karolinger. Aber es ließe sich auch überlegen:

“The Purpose of this chapter is to continue a re-evaluation of two groups who are first named in England in the reign of Cnut, the housecarls and the lithsmen. [...] The Old Norse word *húskarl* is a compound of »house« + »man, servant«” [Hooper, 89].

Der Erfinder der Karlslegende hatte Kenntnis von dem Titel Húskarl, den höchste Verwaltungsbeamte des dänischen Königs trugen. Da die dortigen Könige erst mit Gorm dem Alten um 936 vage und erst mit Harald I. Blauzahn, 958–986, wirklich greifbar werden [vgl. wiki ↔ Liste der dänischen Könige], können ihre Verwaltungsbeamte nicht bereits um 800 bestellt gewesen sein. Übersetzt der Erfinder »Haus« im Sinne von Geschlecht, Dynastie, fügt Karl als Namen hinzu und hebt damit die Karolinger aus der Taufe? Die Funktion der Hausmeier und Húskarls wäre auch die gleiche. Die türkische Übersetzung für »König« lautet – wie in den slawischen Sprachen – »Kral«. Demnach wäre die türkische wie slawische Übersetzung von »König Karl« somit »kral karl«. Wenn man bedenkt, dass der je fehlende Vokal im Laufe der Zeit verloren gegangen sein kann, dann könnte es ursprünglich geheißen haben: »Kara karal«. Die unterstellten Vokale sind noch vorhanden bei der Übersetzung von »König« ins Ungarische: »király« und ins Usbekische: »qirol«. Kann demnach »Gral« für »König« stehen?

Monika Vandory, A-Bergheim

Hooper, Nicholas (1994): *Military Developments in the reign of Cnut*; Kap. 5 in Rumble, Alexander R. (Ed. 1994): *The Reign of Cnut, King of England, Denmark and Norway*; Leicester Univers., London · New York, 89-100

*

Aachens Dom, ein geheimnisvoller Ort

In einem neuen, informativen Film wurde der Aachener Dom ausführlich vorgestellt. Zu Wort kamen vorrangig Helmut Mainz als amtierender Dombaumeister und die Bauforscherin Ulrike Heckner. Mainz lobte besonders die Ringeisenanker der Kuppel und betonte, dass man so einen Stahl, der 1.200 Jahre überdauert, erst einmal herstellen können müsse. Warum das bereits die Karolinger konnten, ließ er beiseite. Dafür löfnete er das Rätsel um Aachens armenischen Baumeister [ZS 3/2015,624]. Die Legende schrieb Odo von Metz, von dem wir sonst nichts wissen, eine armenische Herkunft zu.

Heimlich, Rüdiger / Schmid, Luzia (2016): *Geschichte im Ersten · Geheimnisvolle Orte (1) · Aachen*; Erstsendung 22. 02., 23:30-00:15, ARD WDR

*

Merkurtransite 807 und 2016:

807: „Am 17. März erschien auch der Merkur vor der Sonne wie ein kleiner schwarzer Flecken, ein wenig über ihrer Mitte, und wurde acht Tage lang von uns gesehen. Wann er jedoch in die Sonne eintrat und wieder heraustrat, konnten wir vor Wolken durchaus nicht bemerken.“ [Jahrbücher, für das Jahr 807]

2016: „Herausragendes astronomisches Ereignis ist 2016 das seltene Schau-

spiel eines Merkurtransits. Am 9. Mai zieht der sonnennächste Planet als dunkler Punkt vor der grellen Sonnenscheibe vorbei. In Mitteleuropa ist der gesamte Verlauf des Merkurdurchgangs zu sehen. Wer dieses faszinierende Himmelsereignis wegen bewölktem Himmel verpasst, erhält eine zweite Chance am 11. November 2019. Dann wird Merkur wieder von der Erde aus gesehen vor die Sonne treten. Das Ereignis ist mit bloßen Augen nicht zu sehen.“ [dpa]

Die Wissenschaft meint, dass anno 807 kein Merkurtransit beobachtet worden ist, sondern vielleicht erstmals in der Geschichte der Astronomie ein Sonnenfleck. Erstaunlich genug bleibt die Tatsache, dass der Schreiber der *Jahrbücher*, der heute nicht mehr mit Einhard identisch gesehen wird, von dieser astronomischen Erscheinung Kenntnis hatte und sie sogar in den *Jahrbüchern* mit ihren doch generell kurzen Eintragungen berücksichtigte. Die früheste Nachricht zu einem Transit stammt aus dem 12. Jh., als Abu Ishaq Al-Bitruji Al-Ishbili vermutete, der Merkur sei durchsichtig, weil er den Transit nicht beobachten konnte [Maunder, 23]. Sein einschlägiges Werk wurde 1217 ins Lateinische übersetzt, sein Name zu Alpetragius umgestaltet; er starb um 1204. Ende des 12., Anfang des 13. Jh. ist deshalb ein deutlich besserer Zeitpunkt für die Abfassung der *Reichsannalen* als der unterstellte jahrbegleitende Eintrag eines ab ca. 790 schreibenden Annalisten.

dpa (2015): Astronomische Ereignisse. Perseiden und Quadrantiden begeistern 2016; http://www.t-online.de/nachrichten/id_76512234/astronomie-2016-das-bieten-sonne-mond-sterne.html

Jahrbücher = *Einhard's Jahrbücher* (1986); Phaidon, Essen

Maunder, Michael J. de F. / Moore, Patrick (2000): *Transit · When Planets Cross the Sun*; Springer, London u. a.

*

Karolinger-Kirche in Recke nahe Osnabrück?

Der Ort Recke im Tecklenburger Land ist urkundlich seit 1189 belegt. Wie alt aber ist seine Kirche? *Wikipedia* [↔ Recke (Westfalen)] bringt es gleich auf den eckigen Punkt, gewissermaßen als Oxymoron: „Die kleine spätromanische Saalkirche aus dem 9. Jahrhundert“. Demnach käme die Spätromanik vor der Frühromanik. Wie kommt man auf so etwas?

„Rückschlüsse auf den ungefähren Zeitraum der Kirchengründung legen sich jedoch aufgrund ihres Dionysius-Patroziniums nahe. Die bis zum Jahr 830 zu verzeichnende zunehmende Beliebtheit dieses westfränkischen Reichsheiligen bietet einen entscheidenden Anhaltspunkt dafür, als vormaligen Besitzer des Haupthofs ein Mitglied des fränkischen Reichsadels zu vermuten und die Kirchengründung im neunten Jahrhundert anzusetzen.“ [Kopton]

An den Außenmauern lässt sich ein romanisches Langhaus aus Bruchstein-

mauerwerk mit Rundfenstern erkennen, die zum Teil gotisiert wurden. Das Langhaus ist wohl wegen des Gewölbes ebenfalls in Bruchstein erhöht und mit Stützfeilern versehen worden. Angefügt wurde ein spätromanischer Turm mit Quadern unregelmäßiger Größe und ein staufischer Chor aus glatten, ziemlich gleichgroßen Quadern mit einem Spitzbogenfenster. Genügen diese romanischen Spuren für eine Karolingisierung? Nun lässt der spätere Chor zwingend einen früheren Bau erwarten, wobei bei einer Grabung „eventuell vorhandene Spuren hölzerner Vorgängerbauten nicht nachgewiesen“ werden konnten [ebd. 6]. Ergraben wurde ein eingezogener, quadratischer Chorraum, dessen Grundfläche deutlich kleiner war als die des heutigen. Daraus lässt sich ableiten, dass der ergrabene Chor zu den noch erhaltenen Langschiffmauern gehört hat. Und sonst? Der Kirchenraum war durch eine Quermauer abgetrennt, „Rest einer massiven Emporenanlage“ [ebd.]. Eine massive karolingische Emporenanlage in einer kleinen Dorfkirche, die noch ungewölbt war? Wir erkennen daraus, dass einmal mehr für die Karolingisierung gilt: Wo ein Wille ist, ist braucht es keinen Weg.

Bei nüchterner Betrachtung handelt es sich um einen Ursprungsbau des späteren 11. Jh., dem im 12./13. Jh. weitere Bauteile angefügt worden sind.

Ein Fund von Werner Thiel, Greven

Kopton, Kay-Uwe (1990): *Die evangelische Kirche in Recke (Westfälische Kunststätten 57)*; Fahle, Münster

*

Damaszenerstahl und gesperrtes Holz

Das geheimnisumwitterte Schmiedeerzeugnis gibt es heute unter der prosaischen Bezeichnung Schweißverbundstahl. Angeboten werden französische Laguiole-Messer mit 196 Lagen an Stahl; andere Produzenten erreichen 300 Lagen bei einer Klingenbreite von 3,7 mm. Aus Aschau im Chiemgau kommen Messer mit sogar 360 Lagen, bei einer Messerrückenbreite von vielleicht 3,5 mm! Luca Distler und Florian Pichler falten dort die Stahlplättchen bei 1.200° und erzielen Schichtdicken von sogar unter 0,01 mm. Die ebenfalls für ihre scharfen Messer berühmten japanischen Hersteller beschränken sich oft auf dreilagige Klingen.

Zum Vergleich: Feines Birkensperrholz hat zwei Schichten je Millimeter (0,5 mm), im Extremfall Schichtstärken von nur 0,13 mm. Das älteste Sperrholz kennt man aus den Gängen unter Djosers Pyramide, die der 3. Dynastie zugeschrieben wird [vgl. Heinsohn/Illig, 169]. Die Technik setzte sich nach dem alten Ägypten im Abendland erst im 19. Jh. fort.

Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (©2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelting Scharnitzky, Ralf (2015): *Glühende Leidenschaft*; SZ, 01. 12.

*

Nürnberg, die uralte Stadt [vgl. ZS 3/2015, 751]

Stadtarchivdirektor Michael Diefenbacher bemerkt zu Graf Alhardt von Babenberg als Herrscher über Nürnberg im Jahre 825:

„»Das ist unsäglich. Es handelt sich um Märchen und frei erfundene Geschichten.« Der Historiker ärgert sich darüber, dass gelegentlich »Sachen aufgekocht werden, die doch schon längst gegessen sind«. Denn bereits im 19. Jahrhundert habe die Wissenschaft die sogenannten Gründungs-Chroniken für Nürnberg als reine Sagen entlarvt“ [Voigt].

Das gilt für die Chroniken wie die von Erhard Schürstab († 1463) und Sigismund Meisterlin (1435–1491). Johannes Müllner (1565–1634) ist der erste Nürnberger Chronist, der die alten Sagen zwar aufgriff, aber sich von ihnen distanzierte. Nach wie vor hält der Stadtarchivar die urkundliche Nennung von „Norenbere“ im Jahr 1050 für die älteste; in der Umgebung ist nur eine Erwähnung von „Megelendorf“ als Außenstelle des Altdorfer Königshofs älter: 1025 – heute Mögeldorf.

Diefenbacher lässt auch aufgefundene Scherben nicht für eine Siedlung bürgen; dafür sind es zu wenig. Deshalb ist ein Nürnberg zur Karlszeit „frei erfunden“ [Voigt].

Illig, Heribert (2015): Trauriges, Erfreuliches und Skurriles; *Zeitensprünge* 27 (3) 748-756

Voigt, Hartmut (2015): Legenden statt seriöser Quellen. Chroniken legen nahe, dass Nürnberg älter ist als vermutet – „Frei erfunden“; *Nürnberger Nachrichten*, 03. 12.

*

Das bayerische Reinheitsgebot für Bier

Heuer begehen die Baiern ein ihnen ungemein wichtiges Jubiläum: das 500-jährige Bestehen des 'ältesten Reinheitsgebots der Welt'. Vielleicht am 23. April 1516 ist in Ingolstadt vom Bayerischen Landständetag unter Vorsitz von Herzog Wilhelm IV. beschlossen worden, dass zu „kainem Pier / merer stückh / dann allain Gersten / Hopfen / unn wasser / genommen unn gepraucht sölle werdn“.

Selbstverständlich gibt es wegen des zünftigen Begehens dieses Jubiläums großen Streit. Es soll im niederbayerischen Aldersbach stattfinden (Landesausstellung „Bier in Bayern“), nicht in Ingolstadt. Weil aber seit gewisser Zeit auch Franken zu Bayern gehört, werden dort grollende Stimmen laut. Denn bereits am 12. Oktober 1489 hat der Bamberger Fürstbischof Heinrich III.

„»für Bamberg und das Umland« ein Bier-Reinheitsgebot erlassen. Darin heißt es, dass im Bier »nicht mere denn Malz, Hopfen und Wasser verwendet« werden dürfe“ [dpa].

Allerdings ist diese Urkunde erst 2014 im Bamberger Staatsarchiv aufgetaucht – so kam Bamberg um das große, runde Jubiläum. Aber man könnte

ebenso gut ein 860-Jahres-Jubiläum feiern, ist doch das erste regional gültige Reinheitsgebot bereits 1156 in Augsburg erlassen worden, gefolgt von Nürnberg (1293), München (1363) und Regensburg (1447) [dpa]. Sollte es trotzdem zu keinen alles zermalmenden Wirtshausraufereien im Freistaat kommen, dann liegt das an diesen Reinheitsgeboten. Denn bis dahin kam ins Bier auch „Ochsengalle, Wacholder, Gagel, Schlehe, Eichenrinde, Wermut, Kümmel, Anis, Lorbeer, Schafgarbe, Stechapfel, Enzian, Rosmarin, Rainfarn, Johanniskraut, Fichtenspäne, Kiefernwurzeln“ [brauer].

Auch richtige Halluzinogene wurden ins Gebräu gemengt, so „sind z. B. Bilsenkraut, Sumpfporst, Tollkirschen, Schlafmohn, Muskatnuss oder Wermut als psychoaktive Bierzusätze im mittelalterlichen Deutschland belegt“ [wiki ↪ Reinheitsgebot].

Gerade der Sumpfporst und das mit ihm gebraute Grutbier stehen für Krämpfe, Wut und Raserei, für Tobsucht und Delirien. Die berühmte Berserkerwut wird mit Grutbier in Verbindung gebracht [catbull].

Dass z.B. im *Codex Hammurapi* Reinheitsgebote, gerade auch fürs Bier, formuliert wurden, ficht den Bayern nicht an. Ein paar Jahre hin oder her ...

Apropos bayerisches Reinheitsgebot: Die Bayern selbst haben es bereits 1556 wieder über den Haufen geworfen und erst viel später wieder eingesetzt. Die Hefe war im 16. Jh. noch nicht bekannt, sonst hätte sie zugelassen werden müssen. Wer bei dem Lebensmittelchemiker Udo Pollmer [2014] nachliest, der kann erfahren, dass heute auch Gen-manipulierte Hefe, also Designer-Hefe zum Einsatz kommen darf. Und natürlich Glyphosat, der Alleskiller...

brauer (2016): Das Reinheitsgebot sichert seit fast 500 Jahren die Bier-Qualität; <http://www.brauer-bund.de/index.php?id=12&ageverify=16&PHPSESSID=30d280d26380a5a1ebd16e659fa67742>

catbull = <http://catbull.com/alamut/Lexikon/Pflanzen/Ledum%20palustre.htm>

dpa (2016): Streit über Reinheitsgebot: Warum wird nicht in Bamberg gefeiert? infranken.de, 30. 01.

Pollmer, Udo (2014): Die Märchenfassade vom Reinheitsgebot · Wie die Brauereien ihr Bier produzieren; *Deutschlandradio Kultur*, 03. 05.

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

*

Shakespeare alias Giovanni Florio Crollalanza

Pünktlich zum vermeintlichen 400 Todestag des größten Dichters (1554– 23. April 1616) wurde die These von Lamberto Tassinari [2009] erneut präsentiert. Demnach ist der königliche Sprachlehrer und Gelehrte John bzw. Giovanni Florio in London geboren, in der Schweiz und in Deutschland aufgewachsen, unter Elizabeth I. nach London zurückgekehrt. Der Mädchename seiner Mutter, Crollalanza, entspricht dem Wort Shakespeare. Ein italienisch-englisches Wörterbuch und seine Übersetzung von Montaignes Essays

verschafften ihm Zugang zum Hof und zum Kreis jener Adligen, denen auch Shakespeare nahe stand. Diese Identität würde Shakespeares beachtliche Kenntnisse von Italien erklären und hätte gegenüber dem Konkurrenten Edward de Vere, dem 17. Grafen von Oxford, den großen Vorteil, dass Florio (1533–1625) um entscheidende Jahre länger gelebt hat als de Vere (1550–1604) und *König Lear*, *Timon von Athen* und *Macbeth*, dazu die Sonette, zu den tradierten Zeiten hätte schreiben können. Dass allerdings Florios Vater den Vornamen Michelangelo führte, wirkt outriert. So Florio tatsächlich Shakespeare ist, könnten wir in neun Jahren noch einmal seinen 400. Todestag feiern.

Sabin, Stefana (2016): Italien in Britannien; *F.A.Z.*, 20. 01.

Tassinari, Lamberto (2009; 2013): *John Florio · The Man Who Was Shakespeare*; Giano Books

*

Die erfundenen Böhmen

„»Wenn der Teutsche mit freudigem Gefühle auf seine Heldenbücher, auf sein Nibelungenlied, auf seine Minnelieder blickt, der Erse [Schotte; HI] auf seinen Ossian, der Spanier auf seine alten Romanzen von dem großen Ruyz Diaz el Cid Campeador, [...] wenn sich alle diese Völker der herrlichen Gebilde freuen, erschaffen von einer Zeit, die der Dünkel einer engherzigen Aufklärung als roh und bildungslos verfehmt: So braucht der Böhme nicht mehr die Augen zu senken, er kann sie mit freudigem Stolze erheben; denn er darf dem Besten aller Zeiten seine ›Königinhofer Handschrift‹ an die Seite stellen.«

Die Blätter mit 14 Gedichten und Gedicht-Fragmenten aus dem Mittelalter in altschechischer Sprache waren der Sensationsfund des frühen 19. Jahrhunderts in Böhmen. [...]

Die Königinhofer Handschrift erwies sich leider später als Fälschung.“

Nichtsdestotrotz diente die Handschrift maßgeblich dem Erfinden der tschechischen Nation; sie wurde auch von Antonin Dvorak vertont.

Herzing, Johanna (2016): Von der Fälschung zur Schicksalsgemeinschaft Die ‘Erfindung’ der tschechischen Nation; *Deutschlandradio Kultur*, 06. 01.

http://www.deutschlandradiokultur.de/von-der-faelschung-zur-schicksalsgemeinschaft-die-erfindung.976.de.html?dram:article_id=341718

*

Frieds deutscher Gartenzwerg

„Die Frage nach dem, was ›deutsch‹ ist, kann auch die Geschichte nicht beantworten. Doch gibt es wirklich nichts, was die Deutschen von anderen Völkern unterscheidet? »Mir fällt da höchstens noch der Gartenzwerg mit

seiner Spießigkeit ein, den haben die anderen nicht«, meint Fried. Lohnt es sich aber tatsächlich, die Zipfelmützen-Träger gegen die angeblichen »Invasoren« aus Asien und Afrika zu verteidigen?«

Ausgerechnet Johannes Fried, der gerade sein Buch von 1994 über die Anfänge der Deutschen den heutigen Deutschen unter neuem Titel schmackhaft machen will, findet nichts spezifisch Deutsches? Sind also alle Völker gleich, obwohl viele sich erkennbar unterscheiden? Lernen wir so wenig aus der von Fried interpretierten Geschichte?

Ein Fund von Roland Welcker, Leipzig

Fried, Johannes (2015): *Die Anfänge der Deutschen. Der Weg in die Geschichte*; Propyläen, Berlin [Neuaufgabe des Buches von 1994]

- (1994): *Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024*; Propyläen, Berlin

Wiederschein, Harald (2015): Deutsch ist nur der Gartenzweig. Von wegen „deutsche Werte“: So falsch sind die Parolen der Pegida-Anhänger; *Focus-Online*, 18. 11.

*

12. März 1938

Ohne das Ereignis – Jahrestag des Einmarsches der Wehrmacht in Österreich, in der Nacht zum 12. März 1938 – auch nur zu nennen, boten die Sender am 12. 3. 2016 ein durchaus 'passendes' Programm:

Zur jeweils besten Sendezeit, auf **Arte**: »Karl der Große« in drei Teilen während dreier Stunden: »Der Kampf um den Thron«, »Krieg gegen die Öste., Sachsen« und »Kaiser Europas«, dazu auf **ARD alpha**: »Karl der Große · Der Aufstand der Thüringer«. Auf anderen Kanälen: **ZDFinfo**: »Hitler und Ludendorff · Der Gefreite und der General« / »Geheimnisse des Dritten Reichs«. **n-tv**: »Hitlers Jurassic Park« / »Das Todeswerk der Nazis«. **Phönix**: »Stalingrad«. **rbb**: »Das Boot«.

Am 15. 03., dem Jahrestag der unsäglichen Rede Adolf Hitlers vom Balkon der Hofburg überm Heldenplatz („Als Führer und Kanzler der deutschen Nation und des Reiches melde ich vor der deutschen Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich.“) kam auf **Phönix**: abends zweimal das (nicht mit der Sendung vom 12. 03. identische) Dokudrama »Karl der Große«, dazu »Mädchen für Hitler« und »Hitlers Reiseagentur KdF«.

*

Gravitationswellen

Wenn Albert Einstein wüsste, wie viel Geld und was für eine Technik aufgewendet wird, um die von ihm vor 100 Jahren prognostizierten Gravitationswellen nachzuweisen! Es geht ja nicht nur um die Anlage, die jetzt die Nachweiswahrscheinlichkeit auf weit über 99 % Sicherheit gesteigert hat. Das *Advanced Laser Interferometer Gravitational-Wave Observatory* besteht aus

zwei Messorten, die 3.000 km in den USA auseinanderliegen. Mit seiner Messgenauigkeit würde bereits eine Abstandsveränderung des vier Lichtjahre entfernten Sterns Alpha Centauri um eine Haaresbreite registriert. So schwierig wie die Messung gestaltet sich die Überprüfung: Sie dauerte fünf Monate.

Im letzten Dezember wurde auch die Raumsonde *Lisa Pathfinder* gestartet. In ihr schweben zwei Würfel von 46 mm Kantenlänge im Abstand von 38 cm. Ein Laserinterferometer bestimmt ihren Abstand mit einer Genauigkeit von rund 10 Pikometern (hundertmillionstel Millimetern). In frühestens 17 Jahren soll dann eLISA gestartet werden. Dabei werden drei Satelliten ein Dreieck von mehreren Millionen Kilometern bilden. Um eine durchlaufende Gravitationswelle zu registrieren, muss die Präzision „rund ein Hundertstel des Durchmessers eines Wasserstoffatoms betragen – auf zwei Millionen Kilometer“ [Nestler]. Die NASA hat das Projekt 2011 aus Kostengründen aufgegeben; nun wollen es die Europäer stemmen.

Nestler, Ralf (2016): „Lisa Pathfinder“: Forschung kann beginnen; *Der Tagesspiegel*; 16. 02.

*

Geschwindigkeit

Im letzten Heft stand eingangs die Überschrift „Von Null auf 100 in 27 Jahren“. Assoziiert war da auch die Beschleunigung von Sportwagen, deren schnellste mittlerweile nicht einmal 3 Sekunden benötigen, um die Geschwindigkeit von 100 kmh zu erreichen. Nicht vorstellbar, aber Realität. Doch dieses Jahr hat *Rhampholeon spinosus*, ein daumengroßes Chamäleon, Flagge gezeigt. Seine Zunge, länger als das Tier selbst, beschleunigt von Null auf immerhin 97 kmh binnen – einer Hundertstel Sekunde! So besiegelt sich das Schicksal einer Grille innerhalb von 20 Millisekunden. Allerdings lebt hinter den sieben Bergen noch eine Salamanderart, die das noch besser kann, aber seine Zungenbeschleunigung nicht publiziert sehen will.

Der Einwand, eine Chamäleonzunge habe weniger träge Masse ...

TIBA (2016): Schneller schleudern; *SZ*, 07.01.

*

Es erscheint

Heribert Illig: *Chi ha spostato le lancette dell'orologio? L'Invenzione di trecento anni di Medioevo*; Traduzione di Lucia Ferrantini; Baldini & Castoldi, Milano

Für die entscheidende Initiative beim Verlag und für die stetige Begleitung von Übersetzung und Drucklegung danke ich Rita Monaldi & Francesco Sorti, Wien, die auch das Vorwort geschrieben haben.

*

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandspporto)

- 2015 Mayer, Joseph M.: **Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge** · *Astronomie und Mythos in der Bronzezeit*; Mantis, Gräfelfing. Ca. 100 S. im DIN A4-Format, Pb., zahlreiche Farbabb., 22,90 €, für Abonnenten 21,- €
- 2013 Illig, Heribert: **Gräfelfing & Pasing 1250 Jahre? Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte**. 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus**. 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abo. 25,- €
- ³2013 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts**. 208 S., 57 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- 2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion**. 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- ³2011 Illig, Heribert: **Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie** 240 S., 169 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- ²2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus**. 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- ⁶2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- ⁶2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseelöcher. Neue Sicht auf alte Kunst** 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III**. 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 5,90 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik**. 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 11,90 €
- ²2007 Heinsohn, Gunnar: **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., 30 Abb., Pb., 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- 2005 Thiel, Werner : **Schwert aus Pergament**, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten**. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 12,90 €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte**. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken. 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für A. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte**. 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen**. 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung** 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften; 131 S., 25 Abb. 11,- €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge, Interdisziplinäres Bulletin, 2016 im 28. Jahrgang, im Inland 35,- €, im Ausland 40,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 350 DIN A5-Seiten

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 28, Heft 1, April 2016

- 3 Editorial
- 4 Illig, Heribert: Hinter haarfeinen Fugen neue Welten?
Hans Jelittos Pyramiden-Buch – ein Paradigmen-
wechsel?
- 24 Illig: Diskos von Phaistos – Verfälschung des Minos
- 33 Thiel, Werner: Kalkriese – Varusschlacht · gespiegelt
auf die Phantomzeit-Diskussion · Anmerkungen
zu Andreas Otte [3/2015]
- 37 Otte, Andreas: Verzerrte Spiegelung · Reflexionen zu
den Anmerkungen Werner Thiels
- 40 Illig: Zu den Wurzeln der Chachapoyas · Ein kritischer
Rückblick
- 45 Dattenböck, Georg: Die Baiern und die Hunnen
- 54 Illig: Der Untergang zweier Geschlechter · Zum direkten
Übergang von 614 nach 911
- 59 Illig: Ochs und Esel, Traubentreten · Zur Datierung des
Capitulare de villis
- 67 Illig: Glocken für Karl? Eine Abgrenzung
- 73 Illig: Frankfurt-Höchst und seine Justinus-Kirche · Eine
1225-Jahres-Würdigung
- 78 Illig: Italien: Die Leere der Fülle
- 111 Illig, H. / Frank, Werner: Trickereien mit Schalttag und
Kalender
- 115 Gwinner, Philipp von: Die Sonnenfinsternis des
Plutarch
- 119 Illig: Denk- und Merkwürdigkeiten · Eine Zusammen-
stellung
- 131 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233